



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreißigster Jahrgang.

N^o 33.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman
von

Hans Wachenhusen.

XLVIII.

Es war um Sonnenuntergang des nächsten Tages, als sich eine Gesellschaft von gegen hundert Personen, Europäer und vornehme Araber, in dem Landhause Abdul Kerim's sammelten, denn Eschenburg hatte auch an seine Bekannten von früher seine Einladungen gesandt und mancher graubärtige Effendi hatte sich für ein Stündchen von seinen Ramadan-Familienfreuden getrennt, um dem Kawacha Eschenburg die Ehre zu erzeigen, mit welchem ihn alte Geschäftsbeziehungen — wenn auch wohl nach unsern Begriffen nicht die tadellosesten — verknüpften.

In heiterster Stimmung bewegte sich die aus allen Ländern zusammengewürfelte Gesellschaft in den Räumen des Landhauses umher. Die Neugierigen suchten namentlich das Haremlik, die „Wohnung der Glückseligkeit“, um in dieselbe nichts zu finden als leere Wände und die auf drei Seiten umherlaufenden Divans. Andere staunten die arabischen Inschriften über den Thüren an, kletterten über die bemalten Treppen und Gallerien auf das flache Dach, wo ein Berberiner mit der Kante in der Hand postirt war, um das Signal zu geben, wenn die Sonne am Horizont verschwand, noch Andere spazierten durch die mit einer wunderbaren Tropenvegetation bestandenen, von hohen Gummibäumen, Palmen, Pfefferbäumen und Solomoren beschatteten Gärten, um dieselben zu bewundern; sie lagerten sich in den herrlichen Kiosks, um die Marmorstatuen und — überall war Eschenburg der galante Gastgeber.

Auch Wolf war in besserer Stimmung; er plauderte mit denen, zu welchen er sich flüchtig hingezogen fühlte; nur die Bekannten aus Berlin, Eschenburg's intime Freunde, vermied er, so viel er konnte, und beobachtete sie sogar heimlich.

Ein Troß von Schwarzen in schneeweiß gemalten Baumwollkleidern, einige Dutzend Sklavinnen in allen Nuancen, von dunkelsten Schwarz bis zur hellen Olivenfarbe, alle mit vom Jaschmak verhängtem Gesicht, von dem nur die schwarzen Augen zu sehen, in bis auf die Füße verabschallenden, in allen Farben schillernden Kleidern, ein anderes Dutzend dienender junger Hellschinnen in ihren, den schlanken Überbau markirenden, bis auf die Fußknöchel reichenden blauen Hemden — alle eilten sie zur Bedienung der Gäste herbei in die große Halle, als der Kanonenschuß das Zeichen zum Mahle gab und die Gäste sich lebhaft mit gekreuzten Knien um den marmornen Tisch reiheten.

Die Weiber kamen mit großen silbernen Schüsseln und Krügen, Andere mit Tüchern, um den Gästen vor dem Mahle die Hände zu waschen, wobei mancher gute oder schlechte Scherz fiel; dann zogen die Schwarzen der Küche mit ihren Schüsseln herein

und an die dreißig Gerichte wurden in echt orientalischer Systemlosigkeit und ohne Rücksicht auf die Verdaulichkeit servirt.

Eschenburg erntete enthusiastischen Dank für diese lukullische Bewirthung. Er ließ die kostbarsten Weine aus silbernen Gefäßen umherreichen, während ein orientalisches Orchester anfangs zum Schreden, dann aber zur Belustigung Aller auf den sonderbarsten Instrumenten ein Chaos von Tönen erhob.

So brach die Dunkelheit herein. Die Gärten strahlten mit einem Schlage in einer Flut von Lichtern, auf dem Vorplatz des Hauses erschallten plötzlich Schalmei und Darabuka und riefen die Gäste zusammen um die eben erschienenen braunen arabischen Tänzerinnen, deren dunkle Glutaugen verwundert über die sich um sie lagernde Gesellschaft schauten.

Der Tanz begann, drei Negerknaben bliesen die Schalmei, paulten auf die Trommel und hantirten das Tambourin; die Almehs wandten sich in ihren plumpen, aber originellen Bewegungen bald einzeln, bald in Gruppen, bis endlich

die schönste derselben, eine Aethiopierin mit großen, schmachtenden Augen und dem Busch einer braunen Juno, das Nahlé, den Bientanz, begann, in welchem sie nach einer in der spärlichen Kleidung versteckten Biene suchte und ihre Verwandung in ihrer Angst schließlich ganz verlor.

Ungeheurer Applaus dankte ihr. Frische Weine wurden wieder kredenzt durch die dunklen Dirnen selbst, bis diese sich ermüdet vor die Schwelle lagerten und der Zauberer begann, ein schmutziger Araber in grauem, nur bis an die Kniee reichendem Hemd, dessen ganzer Apparat aus einem härenen Säckchen bestand. Drei Schlangenbezauberer folgten ihm, dann kam wieder der Almehtanz an die Reihe, bis sich das Ganze unter der Einwirkung der süßen Weine zu einer Orgie gestaltete.

Die Mitternacht kam. Die arabischen Sidis und Effendis hatten sich, wie der Gastgeber vorausgesehen, längst zu ihren Familien zurückgezogen, der Occident blieb unter sich.

Wolf hatte sich an Allem nur so weit betheilig, als es seine Pflicht gebot. Er war ernst und nachdenkend. Eins der bedienenden Hellschinnmädchen, eine schlanke, geschmeidige Figur, dessen blaues Hemd über dem Antlitze so zusammengehalten war, daß nur die Augen hervorschauten, hatte sich wiederholt in seine Nähe zu drängen gesucht, und als er es aus Neugier selber suchte, war es verschwunden. Er fand es auch nicht, als er in der Nacht in der allmählich erlöschenden festlichen Beleuchtung des Gartens durch diesen schritt, in welchem die Weiber unter den Jasminbüschen ermüdet bei einander lagerten.

In das Haus zurückkehrend sah er, wie die Gesellschaft, erheit vom Wein, sich in der Vorhalle versammelt hatte. Die Divans waren zusammengedrückt und ein großer Tisch daraus gemacht, die Karten fielen hier bereits auf demselben, während einzelne der jüngeren Männer noch den ermatteten Savazzis den Hof machten.

Eschenburg hatte wiederum die Bank, neben ihm saß wie gestern einer seiner intimen Freunde, ihm gegenüber ein anderer. Der reiche Russe pointirte mit enorm hohen Summen; er schien trunken. Und jetzt kamen auch die schwarzen Diener wieder; sie trugen silberne Kannen mit Syrakuser- und Vesuvwein, silberne Becher kredenzt die schönsten der Sklavinnen, andere folgten ihnen mit Schüsseln voll der saftigsten Früchte.

Der Russe, der bereits seine ganze Baarschaft verloren, griff in die Schüssel und setzte eine der Früchte auf die Felber des Tempels.

„Zehntausend Rubel... Zwanzigtausend!“ lachte er, und klopfte auf Eschenburg's Hand, aus der die Karten fielen — gegen ihn. „Fünzigtausend auf den Buben!“ rief er, eine andere Frucht ergreifend, und wieder entschied das Glück gegen ihn. „Hunderttausend auf Piquedame!“ schrie er und blickte dabei grinsend der Almech in das schwarze Gesicht, die sich entsetzt von ihm abwandte... Und wieder verlor er!

Die Trunkenheit übermannte ihn; er ließte nach seinem Diener, seinem Wagen,



Das heimliche Briefchen. Zeichnung von E. Fontana. (S. 387.)

und von einem Sklaven gestützt, schwankte er fort. Das Spiel ward dadurch nicht unterbrochen. Andere traten für den Russen in die Breiche, Andere, die gleich diesem schwere Verluste erlitten. Eschenburg und seine Freunde hielten in dieser Nacht eine ungeheure Ernte.

Wolf ward stummer Zuschauer; er trat oft so sonderbar erregt in nervöser Unruhe hinaus, um die Kühle des Abends zu atmen. Was da drinnen vorging, machte auf ihn den peinlichsten Eindruck. Sie waren auch seine Gäste, weil er mit Eschenburg unter einem Dach, aber wie diese da drinnen in ihrer von Wein beeinflussten Verfassung abgeschlachtet wurden, das empörte ihn endlich.

Meistmals war er auf dem Punkt, zu ihnen zu treten, die Hand auf das Spiel zu legen und diesem ein Ende zu machen; aber er fürchtete, Eschenburg zu beleidigen. Er hatte keinen Beweis dafür, daß hier mit gezeichneten Karten gespielt werde, obwohl ein Zweifel fast unmöglich war; er fürchtete auch den Skandal. Eschenburg aber war fortan in seinen Augen verurteilt; dieser und seine Intimen waren noch die einzig Nüchternen; selbst er, Wolf, den der Weingenuß so leicht nicht überwand, fühlte eine Mattigkeit in seinen Gliedern, die er durch das frische Wasser der Fontänen zu verschenden suchte.

Sein Urtheil über Eschenburg stand seit diesem Abend fest: er war nicht der ehrliche Mann, für den er ihn gehalten; er kämpfte heute nicht mit ehrlichen Waffen gegen Diejenigen, von denen er Revanche verlangt hatte, und sicher nicht zum ersten Mal. Er wollte morgen einen Vorwand finden, um diese Gemeinschaft mit ihm aufzuheben.

Angeekelt durch die Szenen am Spieltisch, mit einem Abscheu gegen das von Habsucht verzerrte Antlitz Eschenburg's, wie er mit doch so fester Hand die Karten warf, zog er sich zurück und suchte unbemerkt das große, mit Goldbronze überladene Gemach im Selamlit, dessen breite Divans nach orientalischer Weise ihm und Eschenburg als gemeinschaftliche Schlafstätten dienten.

Es that ihm wohl, als er den mit weichen Smyrna-teppichen belegten hohen, tuppelartig geformten, von einer Ampel beleuchteten Raum betrat. Die Nachtluft wehte vom Nil durch die glaslosen, mit Holzgittern versehenen Muscharabies und erfrischte seine Stirn, seine Lunge. Inmitten dieses Zimmers stehend, hob er seine Arme und senkte sie auf das Haupt herab.

„Ein Fälscher der Mann, mit dem ich so lange in der intimsten Freundschaft gestanden!“ rief er ächzend. „Und ist er ein Fälscher gegen Andere, kann er gegen dich ehrlich gewesen sein? Und weshalb sollt' er es?“

Ermattet streckte er sich angekleidet auf den Divan und schaute zu den vergoldeten arabischen Schriftzügen der Kuppel hinauf. Und wie er so dalag, überkam ihn ein neuer beunruhigender Gedanke. Er richtete sich auf und schaute umher.

„Weiß der Besitzer dieses Hauses, der offenbar ein reicher, vornehmer Mann, wem er sein Landhaus übergeben und zu was Eschenburg dasselbe mißbraucht? ... Oder ... hat der Portier des Hotels vielleicht dennoch das Richtige getroffen, als er mir sagte, hier draußen am Nil habe ein reicher Sklavenhändler sein fürstliches Landhaus, aber es werde wohl nicht dasselbe sein! ... Aber dein eigener Vater war ja selbst ein ... Und du willst Diesen verabscheuen?“

Er barg das Gesicht in den Händen und streckte sich wieder zurück. Er sah den Vater in seiner Erinnerung, wie er damals, nach langer Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt, mit gelblich bleichem, vom Fieber gezeichnetem Antlitz, ganz wie er die Bettler hier an den Straßenecken die Hand nach ihm hatte ausstrecken sehen.

Vielleicht war auch Bernd von Hangenstein der Hausfreund dieses reichen Menschenhändlers gewesen, der natürlich Dutzende von Leibeigenen besaß und deren im Innern des Delta, wo der Markt sein sollte, vielleicht noch zu Hunderten zählte! Dieser alte Araber hatte, als er mit Eschenburg gekommen, um sein Landhaus zu sehen, ihn so überrascht angeblickt und in arabischer Sprache mit diesem Worte getauft, die offenbar ihn betrafen! Hatte er den Sohn erkannt?

Ein Grauen beschlich ihn wieder. Sein Vater hatte keinen Segen davon gehabt; von Krankheit gebrochen, elend, allein, ohne selbst den Sohn an sein Sterbebett zu rufen, zerfallen mit sich, ein Feind der Menschheit und seiner selbst, hatte er geendet, und er, sein Sohn, was ward sein Schicksal, wenn ...

Aber was hatte er denn Böses gethan? Er war sich nichts bewußt, nur dessen, was man ihm gethan! Er hatte wohl Blut vergossen, aber das hatte er fordern müssen, er hätte es heute noch gefordert, wenn man ihn noch einmal betrog.

Das leise Zittern der Lichtstrahlen aus der vom Nachtwind leicht geschaukelten Ampel ermüdete seine Augen, er versank in einen halbschlummer, in welchem sein bewegtes Gemüth wenigstens vorübergehend Ruhe fand.

„Morgen!“ Mit dem vor sich hingeflüsterten Wort hatte er sich selbst beschwichtigt. Morgen sollte Alles anders werden.

XLIX.

Es war, als habe des wirklichen Schlummers Segnung Wolf ganz verlassen, denn er fand den selben auch in dieser Nacht nicht. Er erwachte auf seinem Divan, als das grelle Licht des Morgensterns schon durch das Holzgitter gerade

auf sein Antlitz fiel. Und doch meinte er in dieser einen Stunde des Dämmerns einen Segen gefunden zu haben, denn als habe sein Wille hierüber bisher die Nacht gehabt, zum ersten Male war ihm Lucy auch im Traum erschienen, deren Vorbote vielleicht das Antlitz Baleska's gewesen, das er gestern Abend zu sehen geglaubt.

Aber nicht wie früher — und auch darauf hatte das verzerrte Antlitz der Letzteren Einfluß — nicht so schön, so blühend wie ehemals hatte er sie gesehen; bleich, mit schmerz umrahmten, großen Augen hatte sie ihn angeschaut, in Trauerklaidern, wie Jemand, der viel gelitten, viel geweint hat. Aber wie ein Geist, wie ein Nebelbild war sie ihm wieder entschwunden, versunken vor seinen Traumäugen, und dann war er erwacht.

Er starrte zur Kuppel hinauf; die Ampel brannte fort, leise schaukelnd, und der Morgenwind zog kühler durch das Gemach. Die goldenen Koransprüche da oben verwirrten und verliefen sich durcheinander, er schloß die Augen wieder.

Und wie er jetzt, sich zusammensinnend was Alles in der wüsten Nacht geschehen, dalag, die Hände über dem Haupt gefaltet, war es ihm, als vernähme er halblaute, lange Athemzüge.

Es mochte einer der Schwarzen sein, die nach ihrer Gewohnheit vor der Schwelle ihrer Herren schliefen; er achtete nicht darauf und sann weiter. Im Hause war Alles still geworden.

Und jetzt fühlte er seine Wange von einer andern Zugluft angeweht; ihm war's, wie wenn Jemand an seinem Lager unhörbar vorübergeschreite. Er lauschte. Die fremden Athemzüge dauerten fort; sie kamen aus einer andern Richtung, nicht von der Schwelle. Sein scharfes Ohr unterschied auch ein leises Schleifen auf dem Teppich, eine schleichende Bewegung.

Noch lauschte er. Dann, plötzlich von Besorgniß erfasst, richtete er sich auf und schaute verwirrt zur andern Seite in die Ecke des Divans.

Dort stand ein Weib im dunkelblauen, langen Hemd der Fellachinnen wenige Schritte entfernt von der Stelle, wo er Eschenburg's erhitzen Antlitz gewahrte, der Kopf und Weste von sich gelegt, ehe er den Schlummer gesucht, dessen Brust unter dem feuchten, zerknitterten Hemd so schwere Züge that.

Das Antlitz des Schlafenden widerte ihn an. Aber was suchte dieß Weib hier? ... Es mußte eine der Fellachinnen sein, eine von Abdul Kerim's Dienerinnen, die so stumpfsinnig und schweigend am Eingang der Vorhalle gelegen, als er an ihnen vorübergeschritten. Aber was suchte sie im Selamlit? Wie ein Gespenst, unhörbar mußte sie hereingeschlichen sein ... Was wollte sie?

Mit spähendem Blick schaute er auf sie, den Hals vorstreckend. Ihr Wesen, ihr Benehmen war so sonderbar, denn eben beugte sie sich über den Schlafenden; sie fuhr zurück, starrte wieder auf ihn hin, und jetzt hob sich ihr linker Arm; sie riß mit einer jähen Bewegung das blaue Kopftuch vom Scheitel, während ihre Rechte herabhängend, die Hand in den Falten des Hemdes barg.

Und jetzt streckte sie auch die linke Hand nach dem Schlafenden aus, sie packte ihn bei der Schulter, rüttelte ihn jäh aus dem Schlummer, und wie er die Augen aufriß und sie wie ein Traumbild anglokte, fuhr auch ihre Rechte empor.

„Juliane Rebbhorst steht vor Dir, Glender!“ schrie sie ihm in's Antlitz. „Juliane, die Du in Schimpf und Schande gestochen, deren Mutter Du mordetest, deren Vater durch Dich in Ketten schmachtet! Erkennst Du mich, — Juliane?“

Und ihre Rechte über ihn schwingend, ehe er so weit zu sich gekommen, um ihr zu wehren, senkte sie ein blitzendes Stilet in seinen Hals und wandte sich mit Abscheu vor dem ihr in's Antlitz sprühenden Blut.

„Das Blut des Drachen, des Satans!“ knirschte sie, um einen Schritt zurückstehend und wieder mit dämonischer Genugthuung auf ihn blickend, wie sich seine Brust hob, ein Röcheln seinem Munde entfloß, auch seine Lippen sich blutig färbten.

„Er stirbt! Die Welt hat einen Teufel weniger!“ höhnte sie. „Mein Werk ist geschehen! Der Weg war weit, aber ...“

Sie fuhr zusammen; eine Hand hatte sich auf ihre Schulter gelegt. Wolf's hohe Gestalt erhob sich neben ihr. Er hatte ihre Stimme, ihr Profil erkannt, trotz der künstlich dunklen Färbung.

„Baleska!“ rief er. „Sie hier! Sie eine Mörderin, und an ... Diesem?“ Ihre Worte hatten ihm ihr Erschrecken vor Eschenburg an dem Abend erklärt, an welchem sie unter der Terrasse vor diesem gestochen.

Ein letztes Röcheln des Sterbenden durchdrang die unheimliche Stille. Sie antwortete nicht, blickte nur mit Zufriedenheit auf das Todeszucken ihres Feindes bis dieser geendet.

„Ja, an Diesem!“ rief sie jetzt, den Blick zu Boden gesenkt. „An diesem Scheusal, das ich aus hundert Wunden hätte langsam verbluten sehen mögen!“ sprach sie dumpf. Und plötzlich innerlich auflodernd, mit unter der künstlichen Färbung glühendem Antlitz, den flackernden Augen des Wahnsinns und wilddem Verzerrten ihrer Gesichtsmuskeln, als sie die verglasten Globen zwischen den flackernden Augenlidern des Todten und das Blut auf seiner Brust gerinnen sah, schrie sie auf: „Die Hölle hat ihn wieder; sie wird Mühe haben, einen Zweiten wie Den zu entsenden! Sie

aber, armer Mann, der Sie nicht von Ihrer Gattin, sondern von Diesem da betrogen wurden um Ihr Gut und sicher auch um Hab und Gut, lehren Sie zu der Unschuldigen zurück, die sie stets geliebt; mir aber vergeben Sie, wie sie vergeben wird, wenn ich an diesem Betrug mitwirken mußte; ich war diesem Satan verschrieben, mit gebundenen Händen ihm überliefert. Nur sein Tod konnte mich von ihm erlösen, aber er durfte von keiner andern Hand sterben als von der meinigen! ... Dort unter seinem verfluchten Haupte barg er seinen Raub, als er sein Lager suchte und Sie schlummern sah! Das Gold senkte er hinter dem Divan; es war viel, sehr viel, denn er versteht zu rauben, und die Banknoten liegen dort in der Brieftasche, die, während er den Geist aufgab, vor den Divan gesunken! Ich sah ihn zufrieden grinsen, als ich ihm nachschlich. Nehmen Sie davon, was Ihnen gehört, denn er wird Sie genugsam bestohlen haben, und fliehen Sie dieses Haus, denn ich, die ich mich heute unter die Diener hier mischte, um ihn zu tödten, ich sah den Kopf dieses Hauses, wie er in den Tamarindenast, der Ihnen wohl am Morgen nach dieser Nacht als Erfrischung servirt werden sollte, ein Pulver mischte, das jedenfalls in der Hölle gemahlen ist!“

Ihre Stimme war während der letzten Worte gesunken. Noch einmal blickte sie starr auf den Todten, als wolle sie sich sättigen an diesem Schauspiel; dann innerlich erschauernd riß sie das Kopftuch wieder über das Haupt, streckte tappend die Arme vor sich aus und verschwand vor Wolf's Augen, der verwirrt, fast betäubt durch ihre Rede, beschämt über sich selbst, sie angehört und nicht den Muth hatte, ihr zu folgen.

Erst als sie fort und die tiefe Stille ihn umfing, als der Anblick des Todten ihn überzeugte, daß wahr, furchtbar wahr, was er vor sich sehe, was er gehört, eilte er ihr nach. Sie sollte ihm mehr, sollte ihm Alles sagen.

Ueber die an der Schwelle der offenen Vorhalle schlafenden Schwarzen hinwegschreitend, erreichte er den Garten, über den sich die erste dämmernde Morgenbelle legte.

Den breiten, zum Thor führenden Weg hinabschauend, sah er wohl einen dunklen Gegenstand sich fortbewegen, aber der verschwand vor seinen Augen in der geöffneten Pforte.

Er stürzte ihm nach, erreichte das Thor, schaute rechts und links das hohe Ufer des Nils entlang, aber nichts zeigte sich ihm auf der stillen, nur hie und da von einer Palme überragten Ebene.

Da vor ihm, nur einige hundert Schritte entfernt, wälzte unter dem schwarzen Uferstrand der ewige Strom seine Wassermassen zum Meer hinab; ein breiter von nackten Füßen getretener Streifen bezeichnete den Platz, auf welchem die Weiber mit ihren Krügen täglich zum Nil schritten.

Er eilte diesen hinab; aber Todesstille auch hier. Durch den Nebelschleier sah er drüben am andern Ufer einen Schwarm von Flamingos, der die Nacht dort gerastet, sich eben zum Fluge erheben und wie eine rosige Wolke davonziehen; seitwärts zu seinen Füßen brodelte ein gewaltiger Strudel, der sich einen Kessel in das weiche Uferland graben — Stille, tiefe Morgenstille, nur in der Ferne freischte aus dem Gipfel der Palme ein Hauch.

Baleska hatte ihr Werk gethan, sie hatte Den gefunden, den sie rastlos gesucht, indem sie unbemerkt seinen Freunden gefolgt, die er zu sich beordert, und ebenso heimlich jeden seiner Schritte beobachtet; für ihre letzten Silberstücke hatte sie das blaue Hemd einer Fellachin und Henna zum Färben ihres Gesichtes in Bulak erhandelt und sich unter die Dienerinnen gemischt, die sie für eine fremde und stumme Sklavin der beiden in das Landhaus gezogenen Kawacha gehalten, und lebensatt hatte sie ihr Ende in den Fluten gefunden.

Lange noch stand Wolf am Ufer, in sich klärend und ergänzend, was ihm die Unglückliche gesagt. Erst als der Sonne Strahlen die von drüben herüberblenden Pyramiden von Gizeh vergoldeten, riß er sich los von der Stätte, die nicht zurückgab, was sie verschlungen, und mit Grauen im Herzen betrat er den Garten wieder.

Alles war noch still hier. Die Schwarzen lagen umher auf den Stufen der Vorhalle und schliefen, in der Halle selbst zeugte Alles noch von dem nächtlichen Bacchanal. Er schaute hin auf die umgestürzten Gefäße und Becher, auf die zertretenen Teppiche, die am Boden liegenden gestrichelten Kissen.

In welchem Zustande mochten Die in ihre Wohnung zurückgekehrt sein, die gestern des Ermordeten ausgeplünderte Gäste gewesen! ... Scham und Entrüstung bewältigten ihn; er schloß die Augen, wandte sich ab und trat in das Haus.

Er wollte Wahrheit, Ueberzeugung haben und schritt durch die vom Tageslicht bereits erhellen Räume, aber mit steigender Gewalt überfiel ihn das Grauen wieder, als er auf der Schwelle des großen Raumes stand, in den von Osten die Sonne durch die Gitter ihren hellen Schimmer warf.

Da lag er, den Stahl noch im Halse, das Hemd von Blut überströmt! Die weit geöffneten glasigen Augen starrten zur Kuppel empor, die verzerrten Gesichtsmuskeln zeigten, daß er nicht nur mit dem Tode, auch noch mit einem letzten Schreckensbewußtsein gerungen.

„Belogen und betrogen!“ Die Worte der Mörderin hallten ihm wieder im Ohr. Und von Diesem, dem er

geglaubt, getraut, während er die geflohen, die mit Vertrauen von sich gehalten, die es vielleicht aufrichtig mit ihm gemeint!

Und ... Lucy!
„Die mich stets geliebt!“ stöhnte er, das Antlitz mit den Händen verhüllend. „So sagte sie, die mich mit ihm belügen mußte und ihre Schuld mit dem Tode gesühnt! Aber konnte denn Lüge sein, was ich mit eigenen Augen gesehen? ... Wahrheit! Ich will Wahrheit haben!“

Er richtete sich entschlossen auf, blickte hinüber zu dem Leuten und mit festem Fuß schritt er an den Divan, ergreift das am Boden liegende dicke Portefeuille, wandte sich ab und öffnete es.

„Geld ... Geld ... Und immer Geld!“ Er fand Banknoten, zumeist englische in bedeutenden Werthen, Anweisungen auf Londoner Geldinstitute, namentlich eine von demselben Bankhause, auf das sein Kreditbrief lautete, in gleicher Höhe desselben.

Eine Ahnung beschlich ihn. Er suchte in seiner Brieftasche nach seinem Kreditbrief ... er war verschwunden, nirgends zu finden ... Er, Eschenburg, hatte ihm geraten, die mohammedanischen Festtage erst abzuwarten; das Papier mußte ihm entwendet sein in betrügerischer Absicht, und der es entwendet, war Eschenburg!

„Mag er mich bestohlen, betrogen haben, ich selbst weiß ja nicht einmal, was er daheim mit meiner Vollmacht, in meinem Namen gethan, aber hätte er mich selbst zum Bettler gemacht, ich nähme dieß Sündengeld da nicht an mich! Mögen es die armen Schwarzen haben, deren Fenster und Schinder er einst gewesen! Mögen sie sich damit ihre Freiheit erkaufen und heimkehren zu den Ihrigen; vielleicht laufe ich mich damit von dem Fluche los, der auch auf mir ruht!“

Er streute die hohen Banknoten auf dem Boden umher und warf das Portefeuille mit Abscheu von sich.

„Gott selbst gab mir gestern den Gedanken, mein Gepäck nach im Hotel zurückzulassen! Ich will zur Stadt, will der Behörde Anzeige machen, dann zum Bankier, um mich zu überzeugen, ob er von diesem Kreditbrief Gebrauch gemacht, wie ich fürchten muß, und dann ... fort ... fort! Der Boden glüht mir hier unter den Sohlen!“

Heller, klarer Tag war's, als er an den eben erwachenden Schwarzen vorübertritt, die sich, als die Gäste fort, in den Resten des Weines berauscht hatten und sich noch den Schlaf aus den Augen rieben.

Ihn überließ ein neues Grauen, als er draußen vor dem Garten auf den Nil hinabschaute, und mit halbgeschlossenen Augen suchte er durch den Sand den Rückweg zur Stadt.

Im Hotel schien noch keiner der gestrigen Gäste erwacht zu sein. Er meldete hier, was draußen geschehen.

„O Herr Baron“, rief der Portier, „so hatte ich doch Recht; es wird also doch dasselbe arabische Landhaus sein, das ich meinte; ich konnte aber selbst nicht daran glauben, weil der Herr von Eschenburg hier genugsam mit Allem bekannt ist. Es ist ein verrufenes Haus, in dem schon viel Schlimmes geschehen; es soll einem großen Sklavenhändler aus Dongola gehören, der es an reiche Wüstlinge vermietet, und wenn der Nil, der daran vorbeifließt, sprechen könnte, er würde viel erzählen.“

Wohlfuhr zu dem griechischen Bankhause, um sich dort vorzustellen. Und hier sollte ihm schwarz auf weiß die Bestätigung werden. Die ganze Summe seines Kredits war bis auf ein Reisegeld erhoben, das der Betrüger, wenn er vermutlich heute schon das Weite gesucht haben würde, seinem sorglosen Freunde zu hinterlassen die Rücksicht gehabt.

(Schluß folgt.)

Das heimliche Briefchen.

(Büd. S. 385.)

Ob es nur ein Scherz ist, welchen sich der junge Mann da im Eukliden verheißt erlaubt? Die Dame geht jedenfalls darauf ein, denn sie hält ihr Händchen hin, um ein heimliches Briefchen zu empfangen — und das ist immer gefährlich für eine Frau. Der Mann weiß sicher nichts von der Sache; er wandelt arglos und behaglich am Arm seiner schönen Gattin dahin und hat keine Ahnung davon, daß die Frau in dem Augenblick eine vertrauliche Mitteilung erhält, von der er nichts wissen soll. Ist das der Beginn eines ernsthaften Ehestandsdrames, einer flüchtigen Flatterheißigkeit oder eines übermüthigen Scherzes, von dem der Gatte schließlich das lustige Ende erfährt? Wir wollen das Letztere annehmen im Interesse der drei Personen, die da so hübsch vom Maler uns vorgeführt werden.

Bilder aus dem k. k. Versamml. in Wien.

(Büd. S. 386.)

Bilder aus dem Versamml. — man könnte sie ebenso gut „Das Drama des Menschenlebens“ nennen, spiegelt sich ja doch das ganze Menschenleben in den einzelnen Etappen, welche man auf dem Wege in und durch das Versamml. durchläuft; im Hoffen und Erwarten, in der Erfüllung oder Enttäuschung und darin, daß man das Beste, was man besitzt, zurücklassen und oft verlieren muß — unwiderruflich.

In der Dorotheergasse ist's, wo das Hauptversamml. seinen Sitz hat, in der feilab gelegenen, untreuen Gasse, welche wie eine Gurgelkader vom Graben gegen die Burg hinausläuft und in der Nähe der Augustinerkirche ausmündet, wo sich das berühmte

Grabmal der Erzherzogin Christine von Canova's Meisterhand befindet — und die Herzen der Herrscher Oesterreichs.

Wie gut kennen alle Besucher des Versamml. diese Kirche! Wie Viele betreten dieselbe, ehe sie sich von einem theuren Andenken, von einem letzten Schmucke, von einem letzten Comfort trennen, um dort Trost und Kraft zu suchen für das anscheinend so kleine Opfer, das aber oft so weh thut dem armen und vereinsamten Herzen. Wie viel Thränen wurden in dieser Kirche mit den einbalsamirten Herzen schon geweint um todt Gegenstände, ebenso wie um todt's Glück!

Dann geht's in's Versamml.

Das erste Bild zeigt die erste Etage — gleichsam das Parloir der „Verlegeraristokratie“. Hier werden Pretiosen und Uhren abgehängt und die Habitus dieser Abtheilung gehören sämtlich der cidevant besseren Klasse an, jener Klasse, welche noch weiß, „wie viel es geschlagen hat“, oder deren Schmuckstücke noch von besseren Zeiten spricht. Alle die männlichen Habitus dieser Abtheilung verlassen das Versamml. „glücklich“, da bekanntlich den Glücklichen keine Stunde schlägt. Wie viel Erinnerungen werden hier mit kaltem Horchrauge abgehängt: Ringe, Armbänder, Colliers; von wie viel Ballfreunden, Intriquen, Liebeshändeln und seligen Stunden wählten diese Steine, diese Spangen zu erzählen — vanitas vanitatum!

Das zweite Bild zeigt den Ausgang zu jenen Regionen, wo das größere Zeug der Effekten zu Geld gemacht wird. Die Gestalten, welche sich hier bewegen, sind bereits aus größerem Stoffe geformt oder (was dasselbe bedeutet) in größerer Stoffe gekleidet.

Das dritte Bild zeigt die ehemalige Dorotheerkirche, die jetzt als Magazin für die verpackten Effekten dient. Die Siegelringe, welche einst von Andächtigen wimmelten, enthalten jetzt geist- und leblose Bündel, in denen Bettzeug, Kleidungsstücke und — was das Traurigste ist — oft Kindswäsche eingebunden ist. Hier wartet das Leidgut des Armen der Auferstehung, der Rückkehr in das ärmliche Heim, wo man es so schmerzhaft vermisst!

Das vierte Bild zeigt die Effektenkammer in der zweiten Etage. Lauter geht es da her als bei den Pretiosen, lauter und rauher. Die Schatzmeister sind früher fertig mit ihrem Urtheil — weder Lupe noch Waage kommen da in Anwendung, nur der verächtliche Blick des Kenners, der all' das Zeug, von dem der Eigenthümer sich so schwer trennte und das er so sehr vermisst, mit dem einen Worte klassifizirt: Lumpen!

Das fünfte Bild ist der traurigste Schauspiel im ganzen Hause, wenn es auch hier lustiger und lauter zugeht als überall. Hier herrscht der Jude unumschränkt, hier wandert in fremde Hände auf Kimmerviederkehr der Schmuck der ehemaligen Tänzerin, wie das Bettzeug des alten Junggesellen, die Uhr des Studenten, wie das Seidenkleid der verarmten Hausbesitzerin. Hier wechselt das Besetzte seinen Herrn, hier ist der Ozean, welcher Alles verschlingt, was die Armen und Glenden nicht mehr retten können aus dem Schiffbruche ihres Lebens. Hier ist die Gehenna, und man athmet förmlich auf, wenn man dieser wüsten Gesellschaft entkommt und wieder in die freie Luft tritt. Wie ruhig und friedlich ist es in der Gasse! Wir wenden uns um nach dem kaum verlassenen Hause: ein stilles, ernstes, würdevolles Klosterhaus, eine stille, ernste, verschlossene Kirche. Das einstige Priesterhaus und das einstige Gotteshaus haben wenigstens nach außen hin ihre Physiognomie beibehalten — im Innern freilich welche Aenderung! Einst wurde hier gepflegt, gebetet und geweint; jetzt geschieht von all' dem nur noch das Letztere.

G. Saliger.

Das Alter der Fingerhüte.

Schon in dem 1568 zu Frankfurt a. M. erschienenen Buche: „Eigentliche Beschreibung Aller Stände auff Erden Hoher und Nidriger Geistlicher und Weltlicher, aller Künsten, Handwercken und Händeln u.“, illustriert durch den fruchtbarsten deutschen Künstler der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Jost Amman, und „durch den weiterberühmten Hans Sachsen Ganz fleißig beschrieben und in Teutsche Reimen gefasset“ findet sich auch der „Fingerhüte“, das ist der Fingerhutmacher. Die auf der Werkbank liegenden Fingerhüte haben ganz die Gestalt unserer heutigen. Die Berle unter dem Bilde lauten:

Auf Messing mach ich Fingerhüt,
Bleichweiß, werden im Feuer glüt.
Dann in das Eisen plant getrieben,
Darnach löchlein darein gehiehn.
Gar mancherley art, eng und weit,
Für Schuster und Schneider bereit,
Für Seidenhüder und Käserin.
Des Handwerks ich ein Meister bin.“

Wie die Berle erkennen lassen, gab es also damals schon „gar mancherley art“ von Fingerhüten. Ueber die Herstellung derselben erfahren wir, daß geglättete Messingbleche in eine eiserne Form getrieben wurden, wodurch sie die gewünschte Form annahmen; mittelst Punzen wurden dann die „Löchlein“ (Vertiefungen) hineingetrieben. Die Notiz des Amsterdamer Goldschmiedes Nikolaus van Benjotien über „diese ganz neulich hergestellte und eigens ... erfundene Velleidung“ bezieht sich nur auf das eine Exemplar, nicht auf die Fingerhüte überhaupt; die Worte „eigens erfunden“ wohl nur auf den künstlerischen Schmuck des Fingerhutes, den der galante Goldschmied der Jungfrau, die seinem Herzen sicher näher stand, zum Geburtstagsgeschenk verehrte. Aber eines noch viel höhern Alters erfreut sich das kleine, unscheinbare, unseren fleißigen Damen aber ganz unentbehrliche Geräthe. In einem von Adelbert v. Keller veröffentlichten Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts verkündet ein Krämer dem laufflustigen Publikum:

„Ich han gut Schur in das Unterhemd,
Auch hab ich Nadeln, Burken und Rem,
Fingerhut, Fätschen und Kessel vil,
Bestein und Ostein wie man wil.“

Das ist aber immer noch nicht die älteste uns bekannte Erwähnung des Fingerhutes; er war vielmehr schon im 12. Jahrhundert bekannt. Die königliche Bibliothek zu Wiesbaden enthält eine Handschrift des 13. Jahrhunderts, welche die Werke der heiligen Hildegard enthält, die im 12. Jahrhundert verfaßt wurden. In derselben findet sich auch eine Zusammenstellung von 900 Wörtern mit ihrer Uebersetzung in eine unbekannte Sprache. Unter diesen Wörtern kommt nun auch der „vingerhuth“ vor, der in der unbekannten Sprache Jiriskanz genannt wird. Ein noch höheres Alter des Fingerhutes konnte ich bis jetzt nicht feststellen; in Gräberjunden kam derselbe unseres Wissens bis jetzt nicht vor.

Der Komödiantenvater.

Eine einfache Geschichte

von

Georg Hölzer.

Sechstes Kapitel.

Am Nachmittag hatte sich das Wetter wieder aufgeheitert und auf den herbstlichen Waldschmuck schien freundlich die Sonne. Zwar — die Wege waren noch nahezu unwegsam, denn der langandauernde Regen hatte sie von Grund aus aufgewühlt und das Gras der Wiesen war gleichsam von der Wellenspende durchtränkt.

Franz Leuschners kümmerte sich jedoch weder um die Herbstsonne in ihrer Pracht, noch um die Nachwehen der Regengüsse. Auf's Gerathewohl war er in den Wald geeilt, den Dorfweg entlang, und hier strich er durch die entlegensten Wege, bald hier, bald dort stehendebleibend, die Hände ringend oder in tiefes Sinnen versunken.

Durch das Gehirn des Mannes schwirrten tausendfache Gedanken. Der Schicksalswechsel war zu schnell, zu überraschend an ihn herangeraten.

Gestern noch stumpf für jedes bessere Gefühl, einer Maschine gleich, die nur mechanisch ihren Dienst verrichtet, war es heute in seinem Innern ganz anders. Und doch war es keine feiertägliche Stimmung, die ihn überkommen hatte. In seinem Innern dämmerten die Schatten eines verlorenen Menschenlebens auf und die trübe Stimmung seiner Seele warf grelle Streiflichter gegenüber dem herbstlich schönen Tag.

Der alte Mann, alt an Geist, wenn auch noch nicht an Jahren, hatte schwer gekämpft, aber auch schwer gebüßt. Die Verirrungen einiger Jugendjahre wurden nur zu reichlich gesühnt durch den Untergang eines Menschengleiches, dessen Reichtum unter anderen Umständen zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hätte. Und nun kam zu Allem noch das abstoßende Benehmen seines Kindes!

Die langen, bitteren Jahre des Wanderns und der Entbehrung hindurch hatte er sich nach Liebe gesehnt! Nicht nach der Liebe, wie wir sie uns im gewöhnlichen Sinne zu denken pflegen. Er wollte ein Herz, das seinem Herzen entgegenschlug, das ihn tröstete, wenn er sich zu fürchten begann in der Vereinsamung seines Innern. Ach! es ist ein köstlich Ding um die Liebe und die meisten Menschen wissen ihren Werth nicht zu schätzen, weil sie Liebe im Ueberfluß zu haben gewohnt sind. Wen aber die Welt geachtet hat, wie dieß bei Leuschner der Fall, der mißt die himmlische Tochter zweifach schwer. Wenn die Sonne des Innern erloschen ist und wenn zum Erfasse ein freundliches Gesicht dann nicht Sonnen zugesendet hat, die von außen ihr erwärmendes Licht verbreiten, der hat einen schweren Stand in dieser Fahrt durch's Leben und manches so verfinsterte Herz sinkt freiwillig unter seiner schweren Bürde zusammen.

Leuschner mochte schon mehrere Stunden planlos im Walde umhergeirrt sein, als er endlich erschöpft stehen blieb und sich am Fuße eines mächtigen Stammes niederließ.

Aus all' den tausend Gedanken, die sein Geist erfaßt und wieder verworfen hatte, war das Bewußtsein geläutert hervorgegangen, daß er es als Lebensaufgabe nun betrachten müsse, das durch ihn unfreiwillig zerstörte Glück seines Kindes wieder aufzubauen. Ihn schauderte vor dem Gedanken, zu dem Eichbauer zu gehen und ihn zur Zurücknahme seines harten Ausspruches zu veranlassen, auch leuchtete ihm das Ausichtslose eines solchen Unternehmens völlig ein, aber gleichzeitig sagte ihm auch sein Verstand, daß, wenn es ein Mittel zur Erreichung seiner Absicht gäbe, dieß das einzige sei.

„Und mag er mich demüthigen, der harte Mann, so viel als ihm beliebt“, flüsterte er mit bleichen Lippen vor sich hin, „ich will es gern ertragen, wenn er nur mein liebes, gutes Kind glücklich werden läßt!“

Leuschner erhob sich und schlug den Weg nach dem Eichhause ein.

Es dauerte nicht lange, so sah er das stattliche Gehöft vor sich liegen. Noch einen Augenblick zauderte sein Schritt, ehe er die Schwelle erreichte, aber im nächsten Momente war die unmannliche Regung überwunden und er schritt durch den geräumigen Thorbogen.

Auf seine Frage nach dem Herrn des Hofes wies ihn ein Knecht, seinen ärmlichen Anzug von oben bis unten musternd, durch den Hausflur nach der Wohnstube.

Leuschner öffnete die Thüre und trat ein.

Der Eichbauer saß gerade vor dem großen Tische auf seinem Sorgenstuhl, die Brille auf der Nase, und beschäftigte sich mit Eintragen in die Bücher.

Als der Bauer das durch das Öffnen der Thüre verursachte Geräusch vernahm, blickte er hinter sich.

Seine Ueberraschung, als er Leuschner in seiner Stube und in nicht eben sauberem Anzuge sah, überstieg alle Grenzen.

Der Eichbauer schlug mit der Faust auf den Tisch, daß diefer in allen Fugen ächzte und dann stand er mit einem kurzen Rucke auf, ging gerade an dem Schauspieler vorüber und öffnete die Thür.

„Wollt Ihr so freundlich sein“, sagte er mit unheimlicher Ruhe und wies auf den offenen Ausgang.

Aber Leuschner rührte sich nicht vom Platze.



1. Schätzung und Verpfändung von Pretiosen und Uhren. — 2. Ausgang. — 3. Ehemalige Dorotheenkirche, jetzt Magazin von Effekten-Pfänder. — 4. Effektenschätzung. — 5. Versteigerung von Effekten. — 6. Neuere Ansicht, von der Dorotheengasse aufgenommen.

Bilder aus dem 1. 1. Verkauf in Wien. Originalzeichnung von G. Jafarek. (S. 387.)



Ein treuer Freund. Zeichnung von Louis Weis.

„Nun, soll ich deutlicher werden?“ rief der Fischbauer heftiger.

Statt aller Antwort ging der Schauspieler an die Thüre und machte diese ruhig zu, dann sagte er, indem er wieder auf seinen alten Platz zurückkehrte:

„Ihr habt mir heute Morgen spöttisch vorgeworfen, ich spiele Komödie, Fischbauer. Nehmt den guten Rath an von mir, laßt Ihr alles Theatralische bleiben.“

„Hinaus!“ schrie der Bauer wüthend.

„So nehmt doch Vernunft an,“ suchte Leuschnier zu begütigen.

„Hinaus, auf der Stelle hinaus!“ erscholl es nur noch wüthender.

„Und wenn ich ein Recht hätte, hier zu stehen,“ sagte Leuschnier, immer seine volle Ruhe bewahrend, „würdet Ihr mich alsdann auch von der Schwelle jagen, he?“

„Ein Recht, Ihr?“ lachte der Fischbauer verächtlich; „macht Euch doch nicht zum Kinderspott.“

„Aber ich habe ein Recht,“ bemerkte Leuschnier in entschiedenem Tone, „und Ihr müßt mich anhören, denn Ihr seid eine obrigkeitliche Person, die für Alle da ist, welche Schutz brauchen. Ihr seid doch der Ortschulze?“

„Wenn Ihr zu dem wollt,“ sagte der Fischbauer, „so ist es etwas Anderes, ob ich mir dann nicht denken kann, was Euch zu mir führt. Da, nehmt Platz,“ sagte er, Leuschnier einen Stuhl hinschiebend und sich selbst wieder auf seinem Sessel niederlassend. „Nun, was wollt Ihr?“ fragte er, nachdem Beide sich gesetzt hatten.

„Herr Schulze,“ begann Leuschnier, „ich suche Schutz gegen einen Mann, der das Lebensglück meiner einzigen Tochter erbarmungslos vernichten will.“

„Reißt's aus dem Loch?“ unterbrach ihn der Fischbauer unwillig; „da ist jedes Wort zu viel. Ich ändere meinen Entschluß nicht.“

„Ja, Ihr müßt ihn ändern, Mann,“ rief Leuschnier, wohl leidenschaftlicher, als er beabsichtigte. „Man kann ein Menschenherz nicht heute beglücken, um es morgen einer leeren Laune wegen in die tiefste Tiefe des Abgrundes zu stürzen!“

„Daß ich mich mit Euch abärgerte,“ sagte der Fischbauer stirnrunzelnd. „Was nennt Ihr leere Laune? Etwa das, weil ich als Schönerin nicht die Tochter eines Lumpen will?“

„Warum wollt Ihr mich immer beschimpfen?“ sagte Leuschnier, seine Stimme zu möglichster Sanftmuth zwingend. „Ich habe Euch ja nichts zuleide gethan.“

„Nein, Ihr habt mich nicht bestohlen und auch mein Haus nicht angezündet,“ lachte der Fischbauer bitter auf. „Aber Ihr habt mich mehr getränkt, als Ihr es durch solchen Schelmstreich hätten thun können. Denn für das Erste bin ich reich genug, um den Schaden tragen zu können, und zum Andern bin ich versichert. Aber daß die Frieda meinen Gottfried ehelichen sollte, das war meine liebste Idee. Die habt Ihr mir zerstört, denn nun ist es damit aus.“

„Aber, Mann, ich begreife Euch nicht,“ rief Leuschnier und schlug die Hände zusammen, „es liegt doch nur an Euch, alle unsere Wünsche zu befriedigen.“

„Und da muß ja Alles gut werden, nicht wahr?“ meinte der Fischbauer höhnisch. „Ja, wenn ich auch ein solcher Lump wäre, wie gewisse Leute, dann ließe ich mir das eher gefallen. Aber ich darf stolz sein auf unsern Stamm und ich bin es auch. Auf diesem Hof, in diesem Raum hier haben meine Vorfahren gehaust durch zwei Jahrhunderte, und alle waren sie wohlangeesehen im Dorfe, viele Schulzen sind unter ihnen gewesen und keiner hat ein Fleckchen auf seine Ehre gebracht. Sollte ich, der ich mich bestrebt habe, ihnen ein würdiger Nachfolger zu sein, soll ich der Erste sein, der von der hundertjährigen Ueberlieferung abweicht? Nein, Mann, der Hoffnung gebt Euch nicht hin! Die Frieda wäre mir jederzeit als Schwieger hochwillkommen gewesen, so lange Ihr nicht erschienen wäret, jetzt möchte ich sie nicht als Stallmagd auf meinem Hofe!“

Leuschnier biß die Zähne zusammen und sah starr zu Boden.

„Ihr betrachtet das halt Alles von Eurem einseitigen Standpunkte,“ sagte er nach einer Weile. „Was habe ich denn schließlich so Schreckliches gethan?“

„Ihr seid doch ein Prachtfel!“ meinte der Bauer ingrimmig, „mit Eurer kindlichen Anschauungsweise. Was Ihr gethan habt? Wenn Ihr's nicht wißt, so will ich's Euch sagen. Daß Ihr Euer Weib verlassen und daß dieses dann gestorben aus Herzeleid über Euch, das mögt Ihr mit Eurem Herrgott ausmachen, mich geht es nichts an, denn auf Eure Tochter wirft das kein schlechtes Licht und zum Uebrigsten weiß Niemand darum. Daß Ihr aber ein herumwandernder Komödiant, ein Landstreicher seid, das weiß das ganze Dorf, denn es hat Euren Einzug mit angesehen, und das ganze Dorf weiß auch schon in dieser Stunde, daß Ihr Frieda's Vater seid.“

„Aber Schauspieler oder arm zu sein, sein Brod mühsam verdienen zu müssen, das ist doch keine Schande!“ rief Leuschnier entrüstet.

„Ich will Euch etwas sagen, guter Freund,“ erwiderte der Fischbauer. „Es kann Einer der größte Halunke sein, hat er einen guten Rock, so sieht man es ihm nicht an. Wer aber so verlottert wie Ihr daherkommt, auf dem klebt die Schmach gleich von vornherein. Meint Ihr aber, ich, der Fischbauer, lasse mir nachsagen, der Vater meiner Schwieger sei in Lumpen angekommen? Meint Ihr, ich lasse mir von jedem Hinz oder Kunz nachsagen: An dem

Fischbauer muß auch nicht viel sein, denn sonst hätte er seinen Sohn nicht eine Frau ausfinden können, die einen solchen Vater hat!“ O nein, Mann, ich, der Fischbauer, sage, es geht nicht und damit ist es gut.“

Der Bauer stand auf und seine Haltung deutete darauf hin, daß er dem Gespräch ein Ende gemacht zu sehen wünschte. Auch Leuschnier erhob sich und in seinen Zügen malte sich eine tiefe Niederbegehrtheit. So war denn Alles verloren und keine Aussicht mehr!

Langsam und gesenkten Antlitzes näherte sich der alte Mann der Thüre. Auf einmal kehrte er aber wieder um und warf sich dem Fischbauer zu Füßen.

„Fischbauer,“ schrie er und umklammerte die Kniee des vor ihm Stehenden, „Ihr könnt es vor Gott dereinst nicht verantworten, was Ihr thut!“

„Laßt das meine Sorge sein,“ sagte der Fischbauer, „und steht auf. Ich kann die Karrenpöffen nun einmal nicht leiden.“

„Nein, laßt mich knien, Fischbauer,“ rief der unglückliche Mann. „Seht, trotz allen Elends, in das ich verschuldet oder nichtverschuldet gerathen bin, bewahrte ich in meinem Herzen doch immer noch Mannesstolz. Mein Lebenlang habe ich mich noch nicht so gedemüthigt, als heute vor Euch. So laßt mich auch jetzt vor Euch knien. Aber um Eins flehe ich Euch an: macht mein Kind nicht unglücklich! Das Glück eines reinen Menschenherzens, was gelten gegen dieses äußere Form? Laßt Euch erweichen, seid barmherzig!“

Der Fischbauer wandte sich halb ab.

„Spart die Worte,“ sagte er kurz, „meine Entschlüsse sind nicht von einem Tage.“

„O eisenharter Mensch!“ stöhnte der alte Mann, indem er die Hände faltete. „Was soll ich nur sagen, was erfinden, um Euren Sinn zu erweichen! Seht, ich wälze mich vor Euch im Staube. Schlagt mich, tretet mich, mißhandelt mich blutrünstig gleich einem Hunde, ich habe es nicht besser verdient, aber schon mein armes Kind!“

„Daß Euch die Frieda so am Herzen liegt,“ rief der Fischbauer verwundert, „Ihr kennt sie ja erst seit heute!“

„O, sagt das nicht,“ meinte der Schauspieler hastig. „Ihr Bild begleitete mich den ganzen öden Lebensweg hindurch, denn sie ist das täuschende Ebenbild meines todtten Weibes. Und dann, das Mädchen ist mein Kind! Wißt Ihr, was das heißt, wie das Herz emporspringt bei dem Gedanken: sie ist dein, die holde Mädchenknospe, dein eigen Fleisch und Blut — oder haltet Ihr den alten Landstreicher auch dieses Gefühls nicht für fähig?“

„Ich ehre Euer Gefühl,“ sagte der Fischbauer, „wenn es auch spät kommt, aber Ihr müßt auch meine Grundzüge ehren.“

„O, das sind keine Grundzüge, sagt das nicht,“ rief Leuschnier eilig, „das ist nur Vorurtheil und läßt sich bezingen. O, ich bitte Euch um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt Euch erweichen!“

Die Geduld des ohnehin starrköpfigen Fischbauern hatte nun die äußerste Grenze erreicht. Unwillig wandte er sich von dem noch immer auf den Knien Daliegenden und rief, indem er heftig mit dem Fuß auf den Boden stampfte:

„Nein, nein und tausendmal nein! Die Frieda kommt nicht in mein Haus, so lange Ihr lebt wenigstens nicht!“

Der alte Mann sprang auf und sah sein Gegenüber starr an.

„So lange ich lebe, hat mein Kind kein Glück!“ sagte er tonlos vor sich hin. „Fischbauer, sagt mir die Wahrheit!“ fügte er aufschreiend hinzu. „Ist mein Leben das einzige Hinderniß?“

„Meines Wissens habe ich noch nie gelogen,“ versetzte der Fischbauer stolz. „Ja denn, wenn Ihr es wissen wollt.“

„Und wenn ich einstmals todt bin —“

„Ihr seid ja nicht todt und könnt noch lange leben.“

„Aber wenn ich einmal todt bin?“ fragte der alte Mann bringender.

„Mögen sie sich heirathen,“ sagte der Fischbauer leicht hin, um den lästigen Frager los zu werden.

„Schwört mir das!“ rief der alte Mann mit heiserer Stimme.

„Laßt doch den Unsinn!“

„Schwört!“ knirschte Leuschnier und packte den Fischbauer mit krampfhafter Gewalt am Arme.

„Nun denn, ich schwöre,“ sagte der Bauer, sich losmachend.

„Schwört es bei Gott und allen Heiligen!“

„Auch das, wenn Ihr es durchaus wollt. Also, bei Gott und allen Heiligen!“

„So bin ich es zufrieden,“ sagte der alte Mann, wie zu sich gewendet. „Lebt wohl!“ Und ohne den Fischbauer noch eines Blickes zu würdigen, verließ er das Zimmer.

Als Leuschnier in den Hof trat, war es Vesperzeit und die zahlreichen Knechte und Mägde des Fischbauern thaten sich gütlich. Aber der alte Mann hatte für die frische Bild keine Augen. Er schritt unaufhaltsam weiter, bis er das Dorfwirthshaus erreicht hatte.

In seinem Innern aber wogte ein heftiger Kampf, und als er schon im Begriffe war, die Staffeln, welche zur Schenke führten, hinaufzusteigen, kehrte er wieder um und strebte dem Walde eiligen Schrittes zu.

Als der alte Mann dessen schützendes Gesträuch erreicht, blieb er stehen und holte tief Athem.

„Sterben, schlafen, vielleicht auch träumen,“ sagte er vor sich hin. „Mein Gott, ich bin todmüde. Das Leben

hindurch geht und geplagt, gemieden und verachtet, ich glaube, der Tod müßte eine Wohlthat für mich sein. Wenn ich nur schlafen könnte, schlafen, ewig, bis einst zu jenem Tage, den die Schrift verkündet! Ich habe mich schon ein gefiehn, wieder einzuschlafen an der Mutter Brust, wie ich als Kind es that. O, es muß wonnig süß sein, so einzuschlafen und zu träumen!“

Der alte Mann breitete sehnstuchsvoll die Hände aus.

„Und wenn ich dann todt bin,“ fuhr er fort, „dann wird mein Kind wissen, daß ich es lieb gehabt, und dann wird es Thränen weinen auf mein Grab, Thränen der Dankbarkeit in ihrem Glück. Und ich werde träumen und die Last des Lebens wird von mir genommen sein! Doheim! O süßes Wort für den Ausgestoßenen, der seine Heimat hat!“

Der alte Mann begann weiter zu schreiten.

„Ach, aber einmal soll sie Vater zu mir sagen,“ schluchzte er, „ein einziges Mal mich lieblos. Lieber Himmel, es ist doch so wenig und doch würde es mich glücklich machen. Und wenn dieß geschehen — dann will ich den Menschen Platz machen, die den alten Komödianten nicht brauchen können, dann will ich suchen gehen, wo meine Heimat ist!“

Leuschnier kehrte um und schlug langsam wieder den Weg nach der Schenke ein; um seine Lippen spielte ein glückliches Lächeln und er trug sich aufrechter wie zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Augen und Brille.

Kulturhistorische Skizze

von

Arthur Eugen Simson.

(Nachdruck verboten.)

I.

Man darf das Auge unstreitig für das edelste Organ halten, welches wir besitzen, ja, man kann es geradezu den Sinn der Intelligenz nennen. Denn aus Anschauungen und Gesichtsbildern erzeugen wir vorzugsweise unsere Begriffe und Urtheile, erkennen die Welt nur so weit, als wir sie mit den Augen wahrnehmen und beobachten. Je genauer und richtiger wir sehen, um so richtiger werden wir urtheilen; dieses richtige Sehen ist eine Kunst, die nicht Alle verstehen. Der Jäger, der Maler, Baumeister, Astronom und so weiter sehen ganz anders als andere Leute, bemerken Unterschiede, welche Anderen nicht in's Auge fallen. Bei unserer Jugend beobachten wir, daß sie noch nicht ordentlich sehen, das heißt alle wesentlichen Merkmale wahrnehmen kann. Sprachforscher behaupten, daß die Menschen in den Urzeiten kaum zwei bis drei Farben unterschieden, weil sie nur so viel Wörter für Farben besaßen und alle Farben unter diese zwei bis drei vertheilten. Das Wort Purpur kann daher zum Beispiel alle Farben bezeichnen, welche einen gewissen Glanz hatten. Wir verstehen unter Purpur ein Roth; stellen wir aber alle Arten von Roth neben einander, so würde es uns schwer, zu sagen, welches Purpur, welches Scharlach, welches Karmosin und so weiter zu nennen ist. Nur Förder und Maler sind in solchem Unterscheiden sicher.

Sehen wir falsch, so müssen wir nothwendig auch falsch urtheilen. Da wir zum Beispiel die Sonne täglich auf- und untergehen sehen, so muß sich die Vorstellung bilden, daß Sonne am Sternenhimmel sich um die Erde bewegen, diese der Mittelpunkt des Weltalls ist. Jahrtausende haben die Völker dieß geglaubt, ihre Gelehrten dieß gelehrt. Als man endlich durch Keckung die Sinnestäuschung erkannte, kostete es heftige Kämpfe, ehe das richtige staatlische und kirchliche Anerkennung fand. Denn es war den stolzen Menschen unangenehm, zugeben zu müssen, daß die Erde nicht mehr Mittelpunkt der Schöpfung, sondern ein untergeordneter, winziger Theil eines Sonnensystems ist, deren wir am Himmel hundert Millionen zählen. Gesichtstäuschungen, wenn sie von einem erkrankten Auge hervorgerufen werden, können zum Wahnsinn treiben, indem der Kranke etwas zu sehen meint, was gar nicht vorhanden ist, sondern in ihm nur als Gedanke lebt. Wer an Geistesfieber glaubt, sieht auch welche, wie Alle, die an Geistesfieber leiden, bei gewisser Körperstimmung das sehen, was sie sich innerlich vorstellen, weshalb man sie nicht für Betrüger halten darf, sondern für Kranke, die an Ueberreizung der Nerven leiden.

Es gibt endlich auch Leute, und zwar viel mehr, als man erwarten sollte, welche gewisse Farben nicht sehen, weshalb man sie farbenblind nennt. Bei ihnen starben jene Nervenfaseren ab oder erkrankten, welche für eine gewisse Farbe abgestimmt sind; man sieht der Farbenblinde an Stelle der Farben nichts, das heißt schwarz, oder eine verwandte Ergänzungsfarbe. An Eisenbahnbeamten hat man hierüber Untersuchungen angestellt, welche zu zeigen, wie weit verbreitet die Farbenblindheit ist. Möglicherweise läßt sich mancher Eisenbahnunfall durch das Nicht-oder-Falschsehen der Signallichter erklären. Solcher Mangel kann mitunter recht unangenehme Folgen haben. Ein vornehmer englischer Geschäftlicher war zum Beispiel rothblind, das heißt er sah das Roth für Schwarz an, erschien daher in Gesellschaften und bei Besuchen begünstigten in hellrothen Kleidern zum Erstaunen des Publikums, während er seinerseits verwundert war, daß man ihn mit verwunderten Mienen anschaute.

Obwohl wir uns aus Gesichtsbildern und Gesichtseindrücken Begriffe und Urtheile bilden, wissen wir doch nicht, ob wir auch richtig sehen. Im Waggon eines Eisenbahnzuges sitzend, sehen wir, wie Bäume, Dörfer und Felder an uns vorbeiziehen, und müssen diese Wahrnehmung mittelst der Erfahrung dahin verbessern, daß wir an ihnen vorbeiziehen. Wir sehen, daß der Mond beim Aufgange größer ist, als wenn er hoch am Himmelbogen steht, müssen uns daher erinnern, daß dieß eine Sinnestäuschung ist. Betrachten wir kleine Gegenstände durch ein Mikroskop, so sehen sie ganz anders aus, als wenn wir sie mit unbewaffnetem Auge ansehen. Unsere Haut zum Beispiel, die uns so glatt und weich vorkommt, erscheint schon unter der Lupe verkrüppelt, zerknittert, voll Blasen und Falten. Wir vermögen uns noch nicht zu erklären, wie es zugeht, daß wir die Gegenstände einfach sehen, obgleich jedes Auge doch ein besonderes Bild derselben empfängt, jedes Auge eine besondere Schärfe oder Schwäche im Anschauen hat, also anders sieht. Der Schpunn oder das Schfeld im Lupen-

unendlich klein und trotzdem sehen wir eine große, gestaltvolle Landschaft vor uns. Der Berg, der Thurm erscheint uns viel größer als wir ihn im Auge wahrnehmen. Wenn wir Dinge wiederholt sehen, so behalten wir ihre Form und Farbe im Gedächtniß und erkennen sie sofort wieder, ja, wir können sie uns aus der Erinnerung wiederholen, sie beschreiben, ohne sie zu sehen. So sieht denn dieses Bild von einem Gesicht, einer Stadt oder Landschaft, die wir im Gedächtniß gegenwärtig haben und die uns aus dem Auge verschwunden sind, welches seitdem eine Menge anderer Bilder aufnahm? Da stehen wir vor einem Abgrunde des Nichtwissens. So wenig kennen wir uns selbst, daß wir nicht wissen, was in uns vorgeht und warum es so und nicht anders ist. Da wir das Auge als optischen Apparat beobachten können, so bemerken wir, daß alle Gegenstände, die in dasselbe fallen, verändert erscheinen, indem das Unterste zu oberst, das Rechte links ist. Trotzdem sehen wir die Gegenstände aufrecht vor uns, unterscheiden gar aus Erfahrung, welche Gegenstände hinter einander stehen, und wissen, daß die hinteren kleiner erscheinen. Wir müssen daher unser Sehen stets mit Hilfe der Erfahrung versehen und überwachen; wenn wir richtig sehen und urtheilen wollen, müssen wir den kleinen Mond für sehr groß, keine Scheibe für eine Kugel halten, daher dürfen wir nicht folgern, wie es der Materialismus thut, daß das Auge sieht, denn in der That sieht der denkende, urtheilende Geist mittelst des Auges als eines mechanischen Apparats, den der Geist verbessern muß mittelst der Erfahrung und des aus derselben entnommenen Urtheils.

Unser Sehen ist ein räthselhaftes Verfahren, das Auge selbst ein wunderbares Instrument, über dessen Bau wir um so mehr erfahren, je mehr wir ihn kennen lernen. Seit man den Augenspiegel erfunden hat, vermag man das Innere des Augapfels so zu beleuchten, daß man Alles erkennt, was in ihm vorgeht, weshalb die Augenheilkunde zu der sichersten und ausgebildetsten medizinischen Wissenschaft gehört, denn auch der Arzt urtheilt erst dann richtig, wenn er richtig sieht.

Das Auge als Organ für Licht, Farbe und Körpergestalt reicht weit in das Weltall hinein, erweitert unsern geistigen Gesichtskreis, legt uns mit dem Lichtäther in Verkehr, für dessen Schwingungen Organe im Auge empfänglich und abgestuft sind, so daß wir Raum, Schall, Entfernung und Zeitdauer durch Gesichtseindrücke kennen und abschätzen lernen. Das Innere des kugelförmigen Augapfels wird von einer gallertartigen, klaren Flüssigkeit gefüllt, welche zum Durchgang der Lichtstrahlen dient und Glaskörper heißt. Drei Häute umhüllen den Augapfel. Die äußere Haut ist die weiße, dicke, blasse Haut, das Weiße des Auges, welche sich als Hornhaut nach außen wölbt wie ein Uhrglas und glasartige Durchsichtigkeit besitzt. Unter ihr liegt die dünne, tiefschwarze Aderhaut mit ihren Pigment- (Farben-) Zellen, ernährenden Blutadern und der Regenbogenhaut als Einfassung der Pupille oder des Sehlochs, das heißt eine Oeffnung in der Aderhaut zum Durchlassen der Lichtstrahlen. Je stärker die Pigmentschicht ist, um so dunkler erscheint die Regenbogenhaut; lagert dagegen auf der innern Fläche nur eine dünne Pigmentschicht, so sieht die Regenbogenhaut blau aus; fehlendes Pigment läßt die Pupille hellroth aussehen, wie bei Albinos, Kaninchen und so weiter der Fall ist. Unter der Aderhaut liegt die Netzhaut als Ausbreitung der Enden des Sehnerven. Sie reicht bis zur Regenbogenhaut und nimmt die einfallenden Lichtstrahlen auf.

Zwischen Horn- und Regenbogenhaut und der Linse befindet sich die wässrige Flüssigkeit als Brechungsmittel der Lichtstrahlen, unter derselben liegt die Linse von der Form eines Biennagels. Sie ist trübsahl und doch voll gewundener Fasern, an der hintern Seite mehr gewölbt als an der vordern, und am Rande von einer sehr dünnen Haut gehalten und regiert. Die Regenbogenhaut, einem Hohlspiegel ähnlich, dient als Blende, indem sie am Rande der Linse die Randstrahlen abhält und dadurch das empfangene Bild verdeutlicht. Muskeln verengen oder erweitern die Pupille, je nachdem zu viel oder zu wenig Lichtstrahlen einfallen. Der fugelehnige Hintergrund des Augapfels entspricht der Kugelform des Gehirns, so daß sich auch hitliche Theile desselben auf dem Gehirnsfelde abzeichnen.

Weil das Sehen vom Willen des Menschen abhängig sein soll, so halten sechs Muskeln an beiden Seiten des Augapfels, die ihn nach rechts, links, oben oder unten stellen und in das richtige Sehen rufen, wenn wir dort etwas wahrnehmen wollen. Außerdem besitzen wir das Anpassungs- oder Akkommodationsvermögen, indem wir nicht nur die Pupille der Lichtmenge oder dem Lichtmangel angemessen groß oder klein machen, sondern auch mit Hilfe einiger Muskeln die Linse verschieben oder durch Zusammenziehung mehr bücken, um eine solche Lichtbrechung zu erzeugen, wie sie für deutliches Sehen erforderlich ist. Die in die Linse einfallenden Lichtstrahlen müssen so gebrochen, daß sie nach innen gegen einander gelenkt werden, daß sie sich auf der Netzhaut als Gesamtbild vereinigen. Fiele der Vereinigungspunkt vor oder hinter die Netzhaut, so sähen wir nur einen verschwimmenden Lichtschein oder gar nichts. Um also die Lichtstrahlen auf der Netzhaut zu sammeln, rückt sich beim Nahesehen die Linse mehr, und beim Fernesehen verschiebt sie sich. Da wir nun bald in die Nähe, bald in die Ferne sehen, so muß die Linse fortwährend und dazu blühend verändert werden, weshalb uns scharfes Sehen ermüdet, weil alsdann die Linse in irgend einer Spannung muß erhalten werden. Wenn das Sehen anstrengt, der legt das Buch weg und sieht durch das Fenster nach dem Himmel oder auf die Straße, um das Auge ausruhen zu lassen, wer dagegen immer in die Nähe sehen muß, zum Beispiel beim Schreiben, Nähen und so weiter, wird kurzzeitig, denn die Muskel beharrt endlich in der anhaltenden Spannung und verliert das Anpassungsvermögen.

Beim Sehen in die Ferne läßt der Aderhautspanner als Anpassungsmuskel nach. Da er am Strahlenbunde der Linse befestigt ist, an der Stelle, wo die Aderhaut in die Regenbogenhaut übergeht, so wird die Linse dünner, ihre Wölbung flacher, indem die Linse nach dem Rande zu sich verdickt und die Lichtstrahlen wenig gebrochen, so daß sie sich nicht vor der Netzhaut, sondern auf derselben sammeln. Beim Nahesehen zieht sich die Linse zusammen, wölbt sich, wölbt sich nach vorn, wodurch die Lichtstrahlen stärker gebrochen werden und nicht hinter das Gesichtsfeld fallen. Das Nahesehen strengt daher an, das Fernsehen nicht, und aus diesem Wechselgefühl der Anstrengung oder der Mühseligkeit bilden wir uns die Urtheile von Nähe und Ferne, die wir erst aus Erfahrung lernen. Säuglinge greifen nach Allem, was sie sehen, bis sie nach und nach die Raumunterschiede kennen lernen. Blinde, die man sehend machen konnte, greifen nach Sternen, Wolken, Baumzweigen und dergleichen, weil es ihnen an Erfahrung über

die Entfernung fehlt. Reisende, die nicht der Technik kundig, können an der Höhe oder Kleinheit ferner Thürme und Berge nie abschätzen, wie weit jene entfernt sind. Helle Gegenstände sehen in gewisser Entfernung auf dunklen Hintergründe größer, Personen in schwarzer Kleidung schlanker, in heller dagegen voller aus, was die Damenschneider wohl zu beachten haben. In langem Mantel erscheint man größer als in kurzem Rocke. Man kann sich daher groß und klein machen, was Schauspieler wohl zu beachten haben.

Das Deutlichsehen hängt davon ab, daß die durch die Linse gebrochenen Lichtstrahlen sich auf der Netzhaut wieder vereinigen und zwar auf dem sogenannten gelben Fleck, wo man am deutlichsten sieht. Der Sehnerv durchbohrt nämlich die Häute des Auges und breitet von dieser Durchbruchsstelle eine Unmasse mikroskopisch kleiner Fäden strahlenförmig nach allen Seiten aus. Nur der gelbe Fleck in der Mitte der Netzhaut bleibt frei, weil die Fasern oder Fäden im Bogen um sie herum gehen. Die Netzhaut selbst, so dünn sie auch ist, setzt sich aus acht Schichten zusammen, deren äußerste Grenzschicht die Enden der Nervenfasern als Stäbchen oder Zapfen enthält. Die Mehrzahl bilden die freien, durchsichtigen Stäbchen, welche wie Palissaden senkrecht gegen die Oberfläche der Netzhaut dicht neben einander aufgestellt sind und nur für Licht empfänglich sind, also nur Hell und Dunkel unterscheiden nebst Umrisssen der Gestalten, die vor das Auge treten. So sind die Augen der niederen Thiere organisiert; auch Säuglinge empfinden nur Licht und Finsterniß. Da nun Licht nur eine Wellenbewegung des Aethers ist, so bezeichnen wir mit Helligkeit den Wellenberg, mit Dunkelheit das Wellenthäl jener Aetherschwingung. Wechseln Beide oft mit einander, so empfinden wir dieß als Glanz. Neben Roth als der langsamsten Bewegung, die in der Sekunde 456 Billionen Schwingungen vollbringt, liegen Wärmestrahlen als Ultraroth, welche das Auge ausschließt, sonst müßte es ja glühend heiß werden. Ebenso gehen ihm die lavendelgrünen chemischen Strahlen verloren, welche für das Wachsen und Blühen der Pflanzen von großer Wichtigkeit sind und neben den violetten Strahlen liegen, welche die größte Geschwindigkeit zeigen, indem sie in der Sekunde 667 Billionen Schwingungen zu Stande bringen.

Zwischen den Stäbchen befinden sich von Strecke zu Strecke Zapfen, das heißt Nervenenden, die nach unten zu breiter werden und dadurch der Form einer Pyramide gleichen. Dicht gedrängt stehen sie in der Vertiefung der Netzhautgrube, die mitten im gelben Fleck liegt, von wo aus ihre Zahl bis zum Rande der Netzhaut abnimmt. Diese Zapfen empfinden die Farben, denn ihre Seitenflächen sind so bemessen, daß sie gerade für den Raum einer bestimmten Aetherschwingung ausreichen, also die Farbe aufsaufen, welche die Schwingung erzeugt. Jedes Zapfchen oder jede Zapfchengruppe faßt also nur eine Grundfarbe auf, bleibt für die anderen unempfindlich, weil sie für den Raum von deren Schwingung zu groß oder klein ist. Wird daher die Zapfengruppe für eine besondere Farbe krank oder schlecht organisiert, so empfinden wir die Farben nicht und sind farbenblind.

Diese Licht- und Farben empfindenden Organe sind über die Netzhaut verbreitet wie eine moosartige Tapete, in welcher jeder Punkt eine besondere Empfindlichkeit hat, die Bilder sich also moosartig auf dem Centralorgan im Gehirn abzeichnen, wosin Stäbchen und Zapfen ihre Erregung entsenden und sich dort nochmals abzeichnen. Im Gehirn entstehen dann auf bis jetzt unerklärliche Weise die Mischfarben, denn das Auge sieht nur Grundfarben (Roth, Grün, Violett). Es gelangen wegen der vielerlei Abdämpfungen im Augapfel nicht die Lichtstrahlen in's Gehirn, sondern nur die Erregung der Nervenfasern durch die gebrochenen Lichtstrahlen. Die Netzhaut können wir uns vorstellen wie die präparierte Platte eines Photographen, welche die Lichtindrücke aufnimmt als Bilder, diesen Abdruck im Sehorgan des Gehirns wiederholt, so daß der Geist auf dem Sehhügel, wie das Gehirnorgan heißt, abbildet, was sich im Auge abgepiegelt hat, es betrachtet und beurtheilt, um zu erkennen, was er sieht.

Was wir Farbe nennen, ist also im Grunde nur die Empfindung der verschiedenen Geschwindigkeit der Aetherschwingen, welche die Zapfen berühren. Wird ein Farbenorgan nach Art erregt, so verbreitet sich diese Erregung auf benachbarte Nervenfasern, die nun auch thätig werden und Zusatz- oder komplementäre Farben erzeugen, welche also in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind. Aus Roth und Grün entsteht Gelb, aus Grün und Violett wird Blau, die Mischung der drei Grundfarben empfinden wir als Weiß, und den Mangel an Farben nennen wir Schwarz. Sehen wir eine Farbe lange an, so daß das Auge ermüdet, so verschwindet sie, und an ihrer Stelle erscheint die Zusatzfarbe, statt Roth zum Beispiel Grün, statt Blau Gelb, statt Grün Roth und so weiter. Demnach sehen wir oft ganz falsch.

Die Farben haben auf unser Gemüth besondere Wirkung, was die Maler wohl beachten. Thiere werden durch gewisse Farben zu Zorn gereizt, Stiere und Truthühner zum Beiß, viel durch Roth, auch im Menschen rufen sie bestimmte Gefühlsstimmungen hervor. Gelb als größte Lichtstärke und Glanz macht den Eindruck des Prächtigen, Kräftigen, wogegen das weniger schnelle Orange unruhig wirkt. Roth entsteht durch die größte Lichtwelle, wird daher die Farbe des Effektes und Lieblingsfarbe der Naturvölker und Kinder. Blau erregt wegen seiner geringen Wellenbreite die Empfindung der Ferne und träumerischen Sehnsucht. Violett besitzt die größte Schwingungsgeschwindigkeit und wirkt demnach unruhig wie schwebende Fein aus Mangel im Bestehen. Karmin drückt ernste, entzückende Hoheit aus, Grün als vermittelnde Farbe dagegen Behagen oder Mäßigung, weshalb man Zimmer gern grün tapeziert. Weiß bezeichnet passives, unbewußtes Aufgehen in einer höhern Tendenz, Schwarz die Erwartungslosigkeit, das Nichts, aber auch mannhafte Konsequenz, Grau den ausgesprochenen Trübsinn, ein Schwanzen zwischen Trauer und Verabigung. Südliche Völker lieben grelle Farben, welche der Belichtung und Hülle des Sonnenheims entsprechen. Die heitere Lebenslust des Mittelalters und das Freudenleben des Absolutismus sprach sich in bunter, hellfarbiger Kleidung aus; unsere ernste, sorgenvolle Zeit liebt dunkle, neutrale Farben. Katholische Priester erschienen in bunten, reich geschmückten Kleidern, evangelische hüllten sich in düstere, herbes Schwarz, welches wir auch als Trauer- und Festkleidung tragen. Nur Soldaten erhalten doppel- und mehrfarbige Uniformen, um das heitere Kriegsleben zu vergegenwärtigen. Im Ganzen hat der Farbensinn und die Freude an gefärbten Farben in neuester Zeit abgenommen, denn nur Frauen kleiden sich noch mehr- und hellfarbig.

(Schluß folgt.)

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dedendorff.

Zehntes Kapitel.

Während der Prinz und Sternheim sich links nach dem Kurhause wandten, näherten sich von der andern Seite her zwei Damen dem Plaze, wo Frelch und Willi saßen. Noch hatte der Justizrath nicht Zeit gefunden, sich über das Rencontre auszusprechen, als Barning die Damen bemerkte und von dem Plaze aufsprang, den er eben wieder eingenommen. Er machte einige Schritte, als wolle er sich denselben nähern, sie anreden, aber er stockte in der Bewegung. Die Baronin Lieben maß ihn mit einem so stolzen, befremdeten Blicke, daß er fühlte, er setze sich einer schroffen Abweisung aus, wenn er ihr nahe. Dennoch aber drängte es ihn dazu. Unentschlossen stand er da. Schon war die Baronin mit Helene bei der Bank vorüber. Ella hatte auch den Justizrath keines Gegenrückes gewürdigt, sondern gethan, als sähe sie denselben nicht, da war es Willi, als schaue das Auge der Gesellschaftlerin verflohen nach ihm.

Wir haben schon erwähnt, daß Helene Schubert etwas sehr Anziehendes besaß. Sie gehörte zu den bescheidenen Menschenblumen, welche anspruchslos, wie die Blumen der Wiese, weder auffallen noch auffallen wollen, und ohne besonders beachtet zu werden, doch einen angenehmen Eindruck machen. Nicht mehr jung und keineswegs schön, konnte Helene neben einer Frau wie Ella am wenigsten zu einer Geltung kommen, und dennoch war es gerade das Unbedeutende ihrer Erscheinung, verbunden mit einem höchst bescheidenen, aber doch stets korrekten und taktvollen Benehmen, was ihr eine einflussreichere, festere und geachtete Stellung gab, als wenn sie es versucht hätte, eine Rolle zu spielen. Von den Untergebenen und der Dienerschaft Ella's war sie weder als Aufseherin gefürchtet noch versuchte man es, sie als Vermittlerin anzurufen, sie hatte es verstanden, sich so zu stellen, daß auch weder der Prinz noch andere Verehrer Ella's sie in ihr Vertrauen zu ziehen sich bemüht, sie war meist zugegen, wenn Ella Herrenbesuche erhielt, aber sie war dann nicht im Wege, man genierte sich nicht vor ihr, Ella hätte auch keiner Hilfe bedurft, Jeden in den Schranken zu halten, welche sie ihm setzen wollte.

Auf Willi hatte Helene einen sehr günstigen Eindruck gemacht, weil er es ihrem Einflusse zuschrieb, wenn Ella sich sogar persönlich um die Pflege der verunglückten Arbeiterin bekümmerte, und Frelch hatte ihn in dieser Ansicht bestätigt. „Der Umstand, daß Fräulein Schubert sich seit langer Zeit in ihrer Stellung erhielt“ — so hatte der Justizrath sich geäußert — „und daß sie sich bei Ella wohl fühlt, bürgt mir dafür, daß das Herz der Tochter meines Freundes noch einen gesunden Kern in sich trägt. Ella würde sich keinem so schlichten Wesen anschließen, und eine so rechtschaffene, vortreffliche Person wie die Schubert würde nicht bei ihr bleiben, wenn sie so hartherzig, hochmüthig und von eitlen Ehrgeiz besessen wäre, wie es leider den Anschein hat.“

Frelch hatte im Einverständniß mit Willi der Baronin ein Gutachten zugesandt, in welchem er die Ansprüche Barning's kurz und klar erörtert, nochmals seine Berechtigung, der Verwalter ihres Vermögens zu bleiben, nachgewiesen und sie auf die Folgen aufmerksam gemacht, welche das Verlieren ihres Prozesses für sie haben werde, wenn sie trotz seiner wohlgemeinten Warnung eine gerichtliche Entscheidung ertröge.

Es war auf diese Zuschrift keine Antwort gekommen, und auch der Justizrath hatte geglaubt, daß Ella nach Berlin zurückgekehrt sei — vielleicht um über sein Gutachten mit ihrem Rechtsbeistande zu konferiren, ehe der erste gerichtliche Termin stattfand, Willi dagegen war der Ueberzeugung gewesen, Ella werde jetzt erst recht den Prozeß weiter führen, und ihn lieber verlieren, als nachgeben.

Der unerwartete Anblick der Baronin bestätigte Willi's Voraussetzung, aber er hatte in diesem Moment das Gefühl, er müsse sie wenigstens davor warnen, sich in Bezug auf den Prinzen Illusionen hinzugeben, und das flüchtige Umschauen Helenens ermutigte ihn dazu, dem Orange seines Gefühls Folge zu geben.

Mit raschen Schritten überholte er die Damen.

„Wenn Sie die Freundin der Frau Baronin sind,“ flüsterte er Helene zu, deren Arm ergreifend, „so warnen Sie dieselbe vor dem Prinzen von ** — er ist kein ehrlicher Mann.“

Das Antlitz Helenens war wie mit Blut übergeflossen, ängstlich blickte sie nach der Baronin, sie fürchtete wahrscheinlich eine leidenschaftliche Auslassung derselben, aber Ella schritt weiter, als wolle sie nicht beachten, was hinter ihr vorgehe.

Helene nickte wie zustimmend, trotz ihrer Unruhe, Erregung und Verwirrung drückte sich eine freudige Ueberraschung in ihren Zügen aus, und wenn sie auch in der nächsten Sekunde Willi entschläpfte, hatte er doch das Gefühl, als sei sie in ein freundliches, vertrauliches Einverständniß mit ihm getreten.

Die Baronin hatte die Worte gehört, welche Willi ihrer Gesellschaftlerin zugeflüstert, und was in diesem Moment

(Fortsetzung auf Seite 394.)



Das Rathaus im Haag.

Die Baukunst in Spanien und in den Niederlanden.

Spanien sowohl als die Niederlande sind reich an herrlichen Bauwerken, die Weltberühmtheit und große Bedeutung für die Kunstgeschichte erlangt haben. In beiden Ländern entwickelte sich die Baukunst ganz eigenartig. Das Land des Weins und der Gefänge, wie Goethe Spanien benennt, hat eine glänzende geschichtliche und kulturhistorische Vergangenheit, seine Macht erstreckte sich einst fast über die gesamte civilisierte Welt. Alle Künste standen in jener Epoche des Glanzes in hoher Blüte, und der Widerschein jener mächtigen Zeit spiegelt sich in den Kunstwerken, welche aus jenen Tagen stammen. Der Baukunst prägte vor allem die Zeit der Mauren ihren phantasievollen, orientalisches märchenhaften Stempel auf, und diese geniale Willkür einer nie verstandenen Phantasie mischte sich mit dem ernsten, hoheitsvollen Styl der alten Gothik auf seltsame Weise. Davon legen besonders viele Paläste in Spanien, das jetzt durch Erdbeben so furchtbar gelitten hat, Zeugnis ab und zu diesen gehört das merkwürdige Muschelhaus in Salamanca, dessen Verzierungen und wunderbare Fenstervergitterungen auf die Phantasie des Orients hinweisen, überhaupt ist Salamanca eine Stadt, welche eine ausführliche Schilderung verdient.

Es gibt ein spanisches Sprichwort, welches der Fakultäten Salamancas nicht sonderlich schmeichelt gedenkt. Auch Gil Blas wurde seinerzeit vor ihm gewarnt.

„Du bist von Natur geistlos, warum willst Du nach Salamanca gehen?“ — stellt Fabricius ihm vor — „Du wirst Deinen Witz hintragen, um ihn dort zu verlieren.“

Wie es aber auch mit den Fakultäten der alten Universität jetzt dort bestellt sein mag. Eins ist gewiss: Salamanca ist noch heute eine Kunstschule für Architekten, wie es wenige gibt. Ich beziehe mich hier natürlich nicht auf die Weisheit, die man aus den Hörsälen heimträgt, sondern auf die, welche aus der Anschauung für das Urtheil gewonnen wird.

Weit über zwei Jahrtausende kann Salamanca rückwärts schauen.

Hannibal belagerte und überwand es. Und als die Iberier die dreihundert Talente Silber und die dreihundert Geiseln, die er forderte, sich weigerten auszuliefern, verurtheilte er es, geplündert zu werden. Die Männer, ohne Waffen — selbst ohne Mäntel, damit sie es sich nicht beikommen ließen, welche darunter zu verbergen — sollten die Stadt verlassen. Es versteht sich, daß man sie nicht verhinderte, ihre Frauen mitzunehmen. Die aber, heißt es, trugen damals schon ihre weiten Mantos — Mantillen heute, — unter welchen sie Waffen für die Männer verbargen. Als nun selbst die Frauen, welche Hannibal bei den Gefangenen zurückgelassen, die Lust zum Plündern ergriff und sie sich nach der Stadt aufmachten, bewaffneten die Frauen die spanischen Krieger, welche unerwartet nach der Stadt zurückkehrten und sie wieder eroberten.

Salamanca war die neunte militärische Station unter den Römern an der Via Lata, der Weg nach Merida und Saragossa. Trajan baute den Aquädukt, dessen Pfeiler noch heute sich über den Tormes wölben. Roma la chica — das kleine Rom — wurde es damals genannt wegen der prachtvollen Bauwerke, die es in sich faßte. Nicht auf sieben, aber auf drei Hügeln der Sierra de Gredos erhebt es sich; die mattgelbe Farbe des Gesteins, auf dem und aus dem es erbaut, trägt nicht wenig zu dem malerischen Anblick bei, den es mit seinen Thürmen, Klöstern, Brücken und Palästen gewährt. Die Gothen, als sie es nach den Römern beherrschten, prägten Gold in seinen Mauern, was als ein Zeichen großer Anerkennung galt. Den Arabern eine Zeitlang unterthanig, wurde es 1095 von den Spaniern wieder erobert und mit Kirchen besonders reichlich ausgestattet. Sein Stolz war neben diesen Kirchen seine Universität. Nachst Valencia war es der älteste Sitz der Gelehrsamkeit im nordwestlichen Spanien. Von Alfons des Weisen Vater gegründet, gab dieser der Universität neue Statuten und dotierte die Stellen der Professoren reichlich. Damals zählte es siebenzehntausend Studenten!

Eine hübsche Zahl. — Es wird kaum eine andere Universität sich solchen Besuches rühmen können.

Vierhundert Studenten ergab die letzte Zählung.

Hat die Weisheit in Salamanca mit den Jahren abgenommen — eine andere Eigenschaft ist keinen Studenten geblieben, damals wie heute: der Uebermuth, jene Sorglosigkeit, welche das

Schwerste in heiterem Lichte sieht.

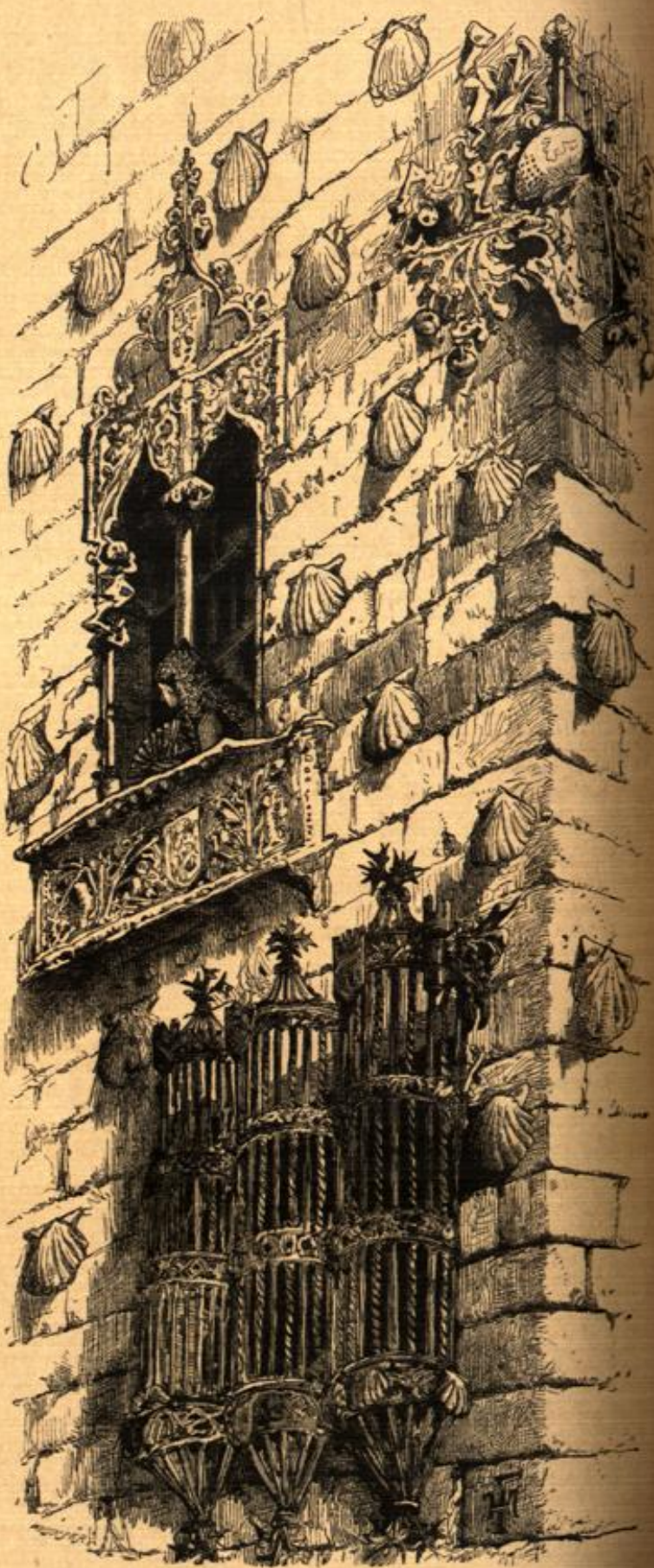
Wer einen Carneval in Spanien mitgemacht, wird diesen Uebermuth spanischer Studenten — der Estudiantinas — gleichviel ob sie von Salamanca oder Alfala, von Madrid oder Sevilla kommen, kennen gelernt haben. Die Aemtern jeder Universität vereinigen sich dann, um ein Orchester von Gitarren, Flöten, Violinen, Pomereten — eine Art Tambourins — und Kastagnetten zu bilden, und ziehen im Lande umher. Der Anzug, getreu der Tradition, ist noch derselbe, wie er zu Gil Blas' und in noch früheren Zeiten gebräuchlich war: ein schwarzer Rod — ähnlich der Kutane des Priesters — reicht knapp über die Knie, schwarze Strümpfe, ausgeschlitzene Schuhe und ein Claquehut, auf dem als praktische Verzierung vorn am Schild sich eine hölzerne Gabel und dito Löffel kreuzen.

Es versteht sich, daß Löffel oder Gabel nicht Verzierung bleiben, wenn man Gelegenheit hat, sie ihrer eigentlichen Bestimmung nach zu verwenden. Dieses Orchester durchzieht musizierend die Straßen, um da Halt zu machen, wo es eine leidliche Ernte an Münzen oder auch an erwünschter Bewirthung voraussieht kann. Die Behendigkeit der Einsammelnden ist oft staunenerregend. Ein Ochavo, der vom Dach ihnen zugeworfen wird, ist sicher, aufgefangen zu werden. Man steht auf einem Balken und hat plötzlich einen Studenten neben sich, als ob er sich von der Straße an unsichtbaren Leitern aufgeschwungen habe. Nun kommt es freilich auch vor, daß sie diese Behendigkeit nicht nur zum Einsammeln von

Geld verwerthen und daß, während Bartolo Rosine auf's Eiserne behütet glaubt, sie sich von einem „Estudiante“ allerlei Dinge vorplündern läßt, die seine Censur kaum passiren würden.

Jenes Haus mit den Muscheln — la Casa de las Conchas — welches in der Abbildung beigelegt ist, stammt aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts und gehört der Familie Maldonado. Es befindet sich schräg über dem alten Jesuitenkloster — la Clericia — das Juan Gomez de Mora sechzehnhundertundsiebentzig erbaut und das etwas schwer im Styl ist. Eines der schönsten Häuser nicht nur Salamancas, sondern vielleicht Spaniens überhaupt, ist das der Dominikaner, San Esteban. Der berühmte spanische Inquisitor, Don Diego de Vega, war eine Zeitlang Prior dieses Klosters. Unerbittlich gegen Andersdenkende, hat er doch einen Ruhm sich wohl erworben — er war ein aufrichtiger Freund und treuer Schüler Christoph Columbus'. 1484—86 wohnte Columbus in seinem Kloster, ermuthigt von Vega und vertheidigt von ihm gegen das gelehrte Concilium der Universität, welches zur selben Zeit erklärt hatte, daß Columbus' Plan zu einer neuen Entdeckung nichtig und unpraktisch sei, und daß er fuße auf Gründen, zu schwach, um der Unterstützung der Krone werth zu sein.

Holland erhielt seine Anregung, schön und kunstvoll zu bauen, zuerst von Deutschland und dann von Frankreich. Es bildete die Gothik aus, für Kirchenbauten etwas nüchtern, dagegen für Privathäuser und Gemeindegewerke originell und dem großen Reichtum des Landes entsprechend. Auch hier zeigt sich die Größe und Macht des Volkes in den Gebäuden seiner Städte — aber charakteristischerweise nicht in den Kirchen und Palästen des Adels, sondern in den Rathhäusern und Börsen, die das orientalische Phantasievolle der spätern Gothik in's Zierliche umwandelt und zuletzt in Schnörkelerei



Das Muschelhaus in Salamanca.



Am Flusse.



Ein Sklavenjäger entdeckt das Dorf.



Der Ueberfall.



Zum Verkauf ausgestellt.



March durch die Wüste zum rothen Meer.



Heimliche Ueberfahrt in der Sklavenschiffe.



Beim Pascha.



Das Ende.

Erlebnisse einer Sklavin im Sudan. (S. 394.)

ihre Befriedigung findet. Immerhin aber bleibt dieser Styl charaktervoll und phantasiereich. Unsere Illustration hier zeigt das Rathhaus im Haag. Es liegt auf dem Groenmarkt und zeigt das Wappen der Stadt: einen Storch, der einen Fuß emporhebt, mit dem andern jedoch auf einer Schlange steht, mit dem Spruche: „Vigilate deo conzidentes“. Die Front dieses Hauses ist echt niederländisch in ihrem Charakter. Das Gothische, behäbig und zierlich, entsprechend dem Kaufmannsinn eines reichen, tapfern, klugen, nicht gerade sehr idealistisch angelegten Volkes. Weltberühmt ist das Rathhaus durch die Gildengilden, welche in seinen Sälen hängen.

Der Sklavenhandel im Osten Afrikas.

Erlebnisse eines Sklavenmädchens.

(Wilder S. 393.)

Trotzdem die Civilisation auf ihrem Siegeszug um die Welt sich der auf Sklavenmärkte getriebenen Völkerschaften energisch angenommen und diesen schmachvollen Handel längst mit ihrem Interdikt belegt, steht derselbe in Afrika heutzutage noch in üppiger Blüte, aller Wachsamkeit der englischen Behörden ungeachtet. Die Rücksichtslosigkeit, mit der man beim Einfangen und Weiterführen der Neger verfährt, wird als grenzenlos geschildert. Livingstone zum Beispiel sagt: „Wenn ich versuche, über den Sklavenhandel Ostafrikas zu berichten, so muß ich weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, um nicht den Schein der Uebertreibung auf mich zu laden.“ Einen interessanten Beleg hiezu liefern uns von einem Augenzeugen, dem englischen Kapitän de Cossin, zugegangene Skizzen, welche die abenteuerlichen Erlebnisse einer Negerklavin anschaulich illustrieren.

Das Mädchen stammt aus Wooma, einem Grenzdistrikt Westafrikas, dessen Bevölkerung größtentheils der christlichen Religion angehört und dessen Frauen, etwas dunkler von Farbe als die spanischen Zigeunerinnen, durch das Ebenmaß ihrer Formen und die Schönheit ihrer Gesichtszüge in auffällender Weise unter ihren afrikanischen Stammesgenossen hervorstechen und darum auch bei den Sklavenhändlern sehr gesuchte Waare sind. Wir sehen das Mädchen mit anderen Frauen ihres heimathlichen Dorfes Wasser aus dem Flusse schöpfen, an dessen Ufern sie ihre Hütten aufgeschlagen, und dann einen arabischen Sklavenhändler auf der Jagd nach Menschenwaare. Eben hat er das Dorf aus der Ferne erspäht und herausgefunden, daß die geringe Zahl seiner Bewohner, seine Abgeschiedenheit es ihm leicht machen werden, dort einen guten Fang zu thun. Er hat auch gesehen, daß die Männer Nachts ihre Hütten verlassen, um mit vergifteten Pfeilen dem Nilpferd nachzustellen, wenn es der bergenden Flut entsteigt, um sich am Schilf und Gras des Ufers zu erlaben. Aus dieser Abwesenheit Vortheil ziehend, überfällt er plötzlich das unbesetzte Dorf mit seiner bewaffneten Dienerschaft und führt Frauen und Kinder mit sich fort, nach dem Sklavenmarkt zu Salabat. Dort geht das Mädchen mit Anderen aus der Hand des „Großhändlers“ in die des „Detailhändlers“, und ist dessen Bedarf gedeckt, folgt der fürchterlichen, qualvollen Marsch durch die Wüste bis zu den Ufern des rothen Meeres. Manche der arabischen Sklavenhändler während desselben dem Durste oder gänzlicher Erschöpfung zum Opfer; was mit der Peitsche nicht aufgetrieben werden kann, bleibt liegen. „Vorwärts, vorwärts!“ ruft der unerbittliche Treiber, und moralisch niedergedrückt, schlecht verpflegt und der sengenden afrikanischen Sonnenglut ausgezehrt, schleicht sich die Sklavenkarawane vorwärts — von Hundert kommen oft kaum Fünf an. Die lebend gebundene Waare wird nun in Sklavenbarken nach Jedda übergeschmuggelt, um dort in das Haus des Sklavenhändlers verbracht zu werden. Von hier aus wird das junge Mädchen um hohen Preis an einen türkischen Beamten verhandelt. Die arabische Sklavin aber, auf immer getrennt von den Ihren, von der Heimat, von Religionsgebräuchen und Freiheit, fühlt sich nicht glücklich in dem vergoldeten Käfig, das sie gefangen hält; eines Morgens wird der Gärtnersknecht seinem Herrn zu berichten haben, daß sie sich aus einem der Fenster, das sie mühsam erklimmen, gestürzt und sich die Freiheit erkaufte habe — um den Preis ihres Lebens.

Wie verdanken, wie eingangs bemerkt, diese Schilderung einem Augenzeugen, der speziell von einem solchen Falle berichtet, wo eine Sklavin, die die schmachvollen Gärtnersknechte zu tragen nicht willens war, ihrem Leben durch einen Sturz aus dem Fenster ein Ende gemacht. Derselbe sagt am Schluß seiner Mittheilungen bei, daß er all' diese Vorgänge der Wirklichkeit gegenüber noch in viel zu matten, weil Rücksicht nehmenden Zügen wiedergegeben. — Welche Zeit wird diese erst halb gelöste civilisatorische Aufgabe zu Ende führen und diesem schmachvollen Handel endlich einmal ein gründliches Ende machen? Hoffen wir, daß sie nahe sei!

Wildwadsfende Kartoffeln in Amerika.

Eine jüngst im südwestlichen Arizona entdeckte Gegend mit wildwachsenden Kartoffeln gab dem Botaniker Professor Lemmon Veranlassung, vor der Akademie der Wissenschaften zu San Francisco über seinen Fund zu sprechen. Lemmon hatte zwei Monate hindurch Nachforschungen in den hohen Gebirgsfelsen gehalten, und seine Angaben entbehren somit einer thatsächlichen Unterlage nicht. In einer Höhe von 800 Meter entdeckte er in einem üppigen und fruchtbaren Thale eine ausgedehnte Reihe von Pflanzen in zwei deutlich verschiedenen Arten, die eine mit weißen Blumen und Knollen, die andere mit blauen. Die Knollen ließen sich kochen wie gewöhnliche Kartoffeln, hatten aber einen kräftigeren Geschmack. Der köstliche Wohlgeschmack und der salzige Geschmack, der denjenigen der gewöhnlichen Kartoffeln weit übertrifft, veranlaßten Lemmon, die Nachforschungen weiter auszudehnen. In der That wurden dann in einer Höhe von 1400 Meter zahlreiche ähnliche Flächen gefunden, wo eine zweite weiße Kartoffelart in großer Menge wuchs, mit Knollen in der Größe von Gühneren, ebenso vortrefflich wie die im vorigen Jahre entdeckten und mit außerordentlich reichen Samenbällen. Von diesen neu entdeckten Kartoffelarten sind nun bereits in den Gärten der landwirtschaftlichen Staatschule Kaliforniens versuchsweise Muster gepflanzt worden, und auch einzelne landwirtschaftliche Gesellschaften im östlichen Theile der Vereinigten Staaten sind mit Proben versehen worden. Obwohl es sich nur um eine neue Kartoffel handelt, so ist doch nicht zu bestreiten, daß die neue Entdeckung, wenn sie alle Erwartungen erfüllt, von allgemeinem Interesse sein mag.

Die schöne Wittwe.

Fortsetzung von Seite 391.

ihre Brust stürmisch bewegte, ist schwer zu beschreiben. Stolz Naturen sträuben sich gegen Eindrücke, die sich ihnen wider ihren Willen, sie gewissermaßen überrumpelnd, aufdrängen, es reizt sie der Kampf. Die Persönlichkeit Willi's hatte Ella vom ersten Augenblicke an mit einem Interesse wider ihren Willen erfüllt, gegen welches sie keine Waffe besaß als die künstliche, sich einzubilden, ein Anmaßender wolle sie demüthigen. Bei der ersten Begegnung hatte sie vor Willi darüber erröthen müssen, daß sie in einer Aufwallung das Gefühl des Mitleids mit einer Verunglückten verleugnet, bei der zweiten hatte ihr Stolz und ihr Eigensinn dagegen gekämpft, den Vorstellungen eines Mannes Gehör zu geben, der rücksichtslos für Jemand auftrat, der sie bevormundet, den sie als ihren Feind ansah. Je mehr die Unruhe sie beschlich, daß ihr Rechtsbeistand sie zu thörichter Klage verleitet, um so mehr widerstrebte es ihr, gerade diesem Manne gegenüber es einzugestehen, daß ihre Reizbarkeit sie zum Kampfe verleitet, und als er ihrer Handlungsweise gegen den Förster erwähnte, deren sie sich bereits schämte, sah sie darin eine zudringliche, anmaßende Einmischung in ihre Angelegenheiten, die sie mit aller Heftigkeit ihres Temperaments zurückwies.

Auch dieser Aufwallung folgte die Reue, die Beschämung. Das Wort Willi's, er beklage sie, klang ihr in den Ohren, ihr Stolz sträubte sich dagegen, in diesem Ausruf etwas Anderes, als eine Beleidigung zu sehen, und doch fühlte sie, daß er ihr tief in's innerste Herz geschaut.

Der Gedanke, daß sie unmöglich vor dritten Personen mit dem Förster rechten könne, daß es eine Annäherung Freilich's sei, sie auf der Landstraße zu einer Erörterung veranlassen zu wollen, bewog sie, das Anhalten ihres Wagens zu verbieten. Die Folgen ihres Befehls an den Kutscher wirkten erregend und erschütternd, hätte man die später von ihr gebotene Hülfe angenommen, so wäre ihr das eine hochwillkommene Gelegenheit gewesen, zu einer Verständigung die Hand zu bieten, aus der schroffen Abweisung fühlte sie, daß Willi sie verachte, und das Bitterste war, daß sie sich selber gestand, nichts Besseres zu verdienen.

In den Tagen bis heute hatte ein schwerer Kampf in ihrer Brust gewüthet, das Gutachten Freilich's hatte den letzten Zweifel daran zerstört, daß er das Recht auf seiner Seite habe, daß ihr Prozeß sie ruiniren werde. Aber lieber als Besiegte erliegen, als die Waffen strecken — die Einladung des Prinzen zeigte ihr den Weg, eine Entscheidung über ihre Zukunft zu treffen und wenigstens den äußeren Halt zu finden, der ihr bis heute gefehlt.

Es war ihr wie der Entschluß zu einem Selbstmorde, was sie nach L. führte, als töbte sie damit eine Hoffnung auf besseres Glück, die sich in ihr Herz gestohlen — sollte sie etwa dem Gedanken an einen Mann nachhängen, der ihr gezeigt, daß er sie verachte, der ihr in einer kalten, juristischen Auseinandersetzung hatte nachweisen lassen, wie thöricht sie gehandelt, ihn zum Kampfe herauszufordern?

Helene hatte es errathen können, welcher Entschluß das verschleierte Auge Ella's plötzlich so düster trotzig hatte aufblitzen lassen, als die Baronin erklärte, sie wolle nach L. fahren — aber welche Vorstellungen hätte sie wagen können, ohne die Baronin zu reizen, noch hartnäckiger auf ihrem Willen zu bestehen?

Jetzt hatte Willi Barning das Wort ausgesprochen, das sie der Baronin schon lange hätte zurufen mögen, ohne bessere Beweise für ihre Besorgnisse zu haben als ein Ahnen. Wieder hatte sich Willi Barning tief in den Weg der Baronin gedrängt und ein kühnes Wort gewagt. Ella sagte nichts, aber der jähe Wechsel ihrer Farbe, das heftige Wallen ihrer Brust verriethen, wie die dreiste Mahnung sie errege und beschäftige.

Das Erscheinen der Baronin von Lieben in dem belebten Theile des Kurgartens erregte Aufsehen, wer sie nicht persönlich kannte, hörte ihren Namen geküßelt, ihre Person war ja das Thema der Unterhaltung im Badeorte während der letzten Tage gewesen. Sie war also nicht abgereist, ihr Erscheinen bewies, daß sie wahrscheinlich jetzt öfter das Bad besuchen werde, daß sie sich entschlossen, mit der Bade-gesellschaft in Verkehr zu treten.

Ella war vielleicht nie schöner als in einem Momente innerer Erregung, und das Glühen ihrer Wangen schien dadurch erklärt, daß sie der Gegenstand allgemeiner Neugierde. Ihr Blick schweifte suchend umher, es mochte ihr peinlich sein, nicht sogleich einen unbefleckten Platz zu finden, auf dem sie sich niederlassen konnte, Niemand zu haben, der ihr Kavalierrdienste bot, und es fiel auf, daß der Badedirektor, der sonst sehr eifrig diese Pflicht gegen vornehme Fremde erfüllte, sich nicht blicken ließ.

Ella hatte bereits mit ihrer Begleiterin den Platz in der Umgebung des Orchesters überschritten und schien sich wieder entfernen zu wollen, als sie hier keinen unbefleckten Tisch sah, da bemerkte man plötzlich, wie sie den auffallend bedekten Stuhl eines jungen Mannes, der im Gespräche mit dem Grafen Sternheim stand und der von ihrem Anblick betroffen schien, mit stolzer Kälte erwiderte.

Der junge Mann erröthete heftig, der Graf, welcher jetzt erst Ella bemerkte, beeilte sich, sie verbindlich zu begrüßen, und wenige Sekunden später war auch Prinz Emil an ihrer Seite.

Der junge Mann, welchen das Erscheinen Ella's so betroffen gemacht, war der Inspektor von Liebenstein, der nicht

geahnt, daß die Baronin plötzlich den Entschluß fassen werde, nach L. zu fahren. Ihm hatte unter dem Vorwande, einen neuen Förster zu engagiren, Urlaub genommen, um sich im Bade zu amüsiren und bei dieser Gelegenheit den Grafen Sternheim zu sprechen, der ihm brieflich den Wunsch mitgetheilt, ihm einige vertrauliche Fragen vorzulegen.

Der Graf, den aus Gründen, die wir angedeutet, es sehr lebhaft interessirte, zu erforschen, was die stolze Baronin veranlasse, einen ihrer Beamten, der es gewagt, ihren Wagen in die Pferde zu fallen, nicht verfolgen zu lassen, hatte sich bereits mit ihm, den er aus früheren Zeiten kannte, in Verbindung gesetzt und von demselben nähere Details erfahren. Der Inspektor, den schon die Anwesenheit Freilich's in L. aus naheliegenden Gründen beunruhigte, war nach L. gekommen, um dem Grafen darüber Bericht zu erstatten, daß die Baronin wahrscheinlich in Folge von Papieren, die ihr der Justizrath zugestellt und mit denen sie sich sehr viel beschäftigte, sehr verstimmt sei und einen Wechsel der Launen zeige, der sich am frappantesten darin zeige, daß sie der Försterfamilie gestattet, bis auf Weiteres noch in der Försterei zu verbleiben.

Sternheim hatte eben dem Badedirektor seine Beschwerde über den Herrn Barning mitgetheilt, als Ella sich ihm stellte. Das kaum begonnene Gespräch mit demselben ward durch das Erscheinen der Baronin unterbrochen, aber Sternheim suchte den Inspektor wieder auf, als der Prinz Ella in Beschlag genommen.

„Sie sagten, die Baronin werde keinesfalls kommen, und jetzt ist sie da,“ spöttelte er, über die Bestürzung des jungen Mannes lächelnd, der wie ein ertappter Schulknaube da stand.

„Ich begreife es nicht,“ versetzte ihm, „sie muß sich plötzlich dazu entschlossen haben; heute nach Tische sah ich sie noch mit den Papieren beschäftigt, die ihr der Justizrath Freilich geschickt und die ihr seit drei Tagen viel Kopfzerbrechen machen, denn sie verließ kaum ihr Zimmer.“

„Wohl Prozeßangelegenheiten? Herr von Elm, es liegt mir sehr viel daran, Gewisses über die Verhältnisse der Frau Baronin zu erfahren. Wenn Sie mir mit Vertrauen entgegenkommen, verbürge ich Ihnen, falls Sie sich einmal zu verbessern wünschen, eine gute Stelle auf den prinziplichen Gütern.“

„Ich habe keine Ursache, diskret zu sein,“ versetzte ihm, dem man es ansah, wie willkommen ihm die Verheißung. „Ich bin überzeugt, daß die Baronin ganz in den Händen des Justizraths ist; Herr von Lieben äußerte sich schon, als er noch lebte, darüber, daß Herr Freilich mehr zu sagen habe als er. Der Herr Baron hat viel Geld ausgegeben, große Schulden hinterlassen.“

„Die Erbschaft betrug aber doch wohl eine Million!“ bemerkte der Graf.

„Ja, aber ich habe da etwas gehört, als sei ein zweiter Erbe da — der Herr Barning, der hier im Bade wohnt und auch auf dem Schlosse war, wo er hart mit der Baronin aneinander gerathen. Wenn er, wie ich gehört, ein Drittel des Vermögens fordert, so bleiben der Baronin nur sechsmalshunderttausend Thaler, davon aber geht ab, was Schloß Liebenstein gekostet, was die Wechsel des Herrn Barons verschlungen haben — ich hörte die Baronin zu dem Fräulein sagen, sie müsse Liebenstein verkaufen, es koste ihr bald ein Drittel ihrer Renten.“

„Dann ist sie immer noch nicht arm,“ lächelte Sternheim, „freilich nicht so reich, als der Prinz annimmt, aber ich denke, die Ansprüche des Herrn Barning lassen sich anfechten.“

Ihm schüttelte den Kopf. „Ich glaube zu wissen,“ versetzte er, „daß die Baronin das selber nicht mehr hofft. Im Vertrauen, Herr Graf — der Justizrath möchte, wie ich vermute, die Sache arrangiren, er wünscht, daß die Baronin den Herrn Barning heirathet — ich hörte die Baronin sagen, er habe die Mutter des Herrn Barning geliebt.“

Dem Grafen stieg das Blut in's Antlitz. „Ah — rief er, „so steht's — daher die Frechheit dieses Burfschen! Aber eher schiße ich ihn nieder, ehe ich ihm die Frau gönne!“

Ihm starrte den Grafen überrascht, betroffen an, dieser bemerkte zu spät, daß er sich verrathen. „Ich habe den Menschen,“ sagte er leicht erröthend, „ich habe ihn doppelt, wenn ich annehmen soll, daß er Ella Lieben mit Gewalt zwingen könnte, ihm die Hand zu reichen. Einem Prinzen, meinem Freunde, kann ich nachstehen, aber einem solchen Rivalen gönne ich das schönste Weib nicht, das ich je gesehen!“

„Ich glaube auch nicht, daß die Gefahr groß ist,“ versetzte ihm, „da die Frau Baronin die Einladung seiner Hoheit doch angenommen. Aber es war mir auffallend, daß sie, wie der Kutscher mir erzählte, dem Herrn Barning, obwohl er sie beleidigt, ihren Wagen aufgedrungen, es ist mir unerklärlich, daß sie ihren Prozeß nicht entweder aufgibt, oder die Papiere, die ihr Freilich geschickt, ihrem Anwalt sendet; ich hatte schon den Argwohn, sie werde plötzlich dem Justizrath zu sich rufen lassen. Sie hat es streng verordnet, den Förster Jorner zu behelligen, wenn er sich wieder blicken läßt; das beweist, daß sie es mit Freilich und mit dem Herrn Barning nicht verderben will.“

„Herr von Elm, liegt Ihnen sehr viel an der Inspektorstelle auf Liebenstein?“ fragte der Graf nach kurzer Pause, in der er wohl über einen Plan nachgedacht.

„Ich erwarte jeden Tag, daß Herr Freilich mir die Kündigung schickt,“ antwortete ihm; „er spielt ja den Herrn

den Liebenstein, er hat meine Bücher eingefordert. Wäre der Herr Warming nicht Arzt, ich argwöhnte, freilich wollte derselben als Verwalter einsehen, wenigstens streicht Herr Warming den ganzen Tag in den Forsten und Feldern von Liebenstein umher, als wolle er den Stand der Wirtschaft kontrollieren."

"Wenn jemand dem naseweisen Burschen den Hals umdrehte, wäre die Baronin um eine Drittelmillion reicher. Der Herr hat schlecht zugestochen."

Es stammte eigen auf in den Augen Jm's, er schien zu errathen, was der Graf wünschte, ohne es auszusprechen zu wollen.

Es wäre ein Glück für die Baronin, wenn er verunfallte, lächelte Jm, "er klettert wie eine Kaze steile Abhänge empor."

Ein durchdringender Blick Sternheim's traf den fragenden Jm's. Es war, als erfolge eine Verständigung, ohne daß eine direkte Verabredung stattgefunden.

"Auf der Standesherrschaft Olau ist eine Verwalterstelle frei," sagte Sternheim, "ich werde Sie dem Fürsten von ** empfehlen, aber ich stelle dafür eine Bedingung."

Jm erröthete heftig. Sollte der Graf ein Verbrechen von ihm fordern?

"Verschaffen Sie mir Gelegenheit, die Frau Baronin allein, ungestört zu treffen. Ich werde meinen Helfer nicht verrathen. Ich halte sie für eine Frau, die man zu einem Entschlusse zwingen, durch Kühnheit erobern muß. Ich trage die Verantwortung."

"Auch vor Seiner Hoheit?" fragte Jm. "Kann ich auf die Erfüllung Ihres gütigen Versprechens rechnen, wenn der Prinz erfahren sollte, daß ich Ihnen einen solchen Dienst geleistet?"

"Der Fürst von ** wünscht nichts lebhafter, als daß sein Bruder von einem Schritte abgehalten wird, zu dem ihn eine noch dazu unerwiesene Leidenschaft verleitet. Schlimmsten Falles können Sie meinetwegen sagen, Sie hätten geglaubt, der Prinz werde im letzten Augenblick an meine Stelle treten. Haben Sie keinen Muth, so habe ich mich in Ihnen getäuscht."

"Ich wage Alles, wenn ich auf Anerkennung bauen kann."

Der Graf reichte Jm die Hand. "Ich habe das erwartet," sagte er. "Helfen Sie mir, meine Ziele zu erreichen, und Sie werden es nie bereuen, ich werde auch Ihnen die Bahn brechen, Gold und Würden zu erlangen."

(Fortsetzung folgt.)



Ein darbender Philanthrop.

Seit Jahren ist der Name des George Smith of Coatville in englischen, sowie philanthropischen Kreisen wohl bekannt; seine von durchschlagendem Erfolg gekrönten Anstrengungen, das Loos armer Kinder zu verbessern, haben seinem Namen auch in den weiteren Kreisen der Bevölkerung einen guten Klang verschafft. Aber erst in der jüngsten Zeit ist die Thatfache in die Oeffentlichkeit gelangt, daß der Mann, welchem 90,000 Kinder die Wohlthat einer besseren Erziehung verdanken, sein ganzes Lebenlang ein armer Mann gewesen ist, dem aus dem königlichen Almosenfonds jährlich 100 Pf. Sterling zuerkannt worden sind, um ihn aus der bittersten Noth zu retten. Wäre George Smith ein Earl, oder mindestens ein Lord Mayor gewesen, eine Statue hätte ihm bei Lebzeiten nicht gefehlt. Aber das reiche England sollte einen seiner besten Männer nicht darben lassen, bloß weil er das Unglück hatte, seinen eigenen Vortheil über dem Interesse seiner Mitmenschen zu vernachlässigen. George Smith war 1830 als der Sohn eines armen Arbeiters in einer Ziegelbrennerei geboren. Schon im siebenten Jahre mußte er sein Brod als ein Handlanger verdienen. So wurde er durch praktische Erfahrung mit dem Glend der 30,000 Kinder bekannt, welche oft vom vierten Altersjahre an in den Ziegelbrennereien verwendet wurden, um Lehmklumpen, oft bis 40 Pfund schwer, vom Haufen auf den Tisch zu tragen, wo die Ziegel abgelegt wurden; für diese Arbeit von 13-14 Stunden per Tag wurden 6 Pence (1/2 Mark) als täglicher Lohn bezahlt. Der kleine George übernahm Nacharbeit und kaufte sich aus den erparten Pfenning Lehmklumpen und wurde später als Aufseher in einer großen Ziegelbrennerei in den Rudlandcounties angestellt. In dieser Stellung fing er an auf die Verbesserung des Looses der armen Kleinkinder hinzuwirken, und obgleich er keine Stelle damit bekam, ließ sich sein Enthusiasmus nicht abjähren und im Jahre 1871 wurde endlich nach langem Warten und vielen Enttäuschungen eine Akte vom Parlament angenommen, welche die Verwendung solcher Kinder verbot und ihnen die Schule öffnete. Raum hatte er diese Akte durchgesehen, so machte sich George Smith daran, das zum bessere Loos der Kinder zu verbessern, welche auf den Kanalarbeiten ihr Leben in der von Brutalität und Unwissenheit gesättigten Atmosphäre einer 6 Fuß im Geviert großen Kajüte zubringen. 60,000 Kanalarbeiter der Vertheilung zu entreißen und in die Schule zu bringen, den Widerstand der selbstthätigen Eltern, den Schlandrian der Behörden zu brechen, war eine Riesenaufgabe für einen armen Arbeiter, ohne Geldmittel, ohne einflußreiche Freunde, ohne Anhang. Endlich, nach ungeheuren Anstrengungen bewog er die Regierung 1877 eine Bill anzunehmen, welche die 60,000 Kinder schulpflichtig machte. Allein das Gesetz

hatte Lücken, welche es gewissenlosen Eltern ermöglichten, dasselbe zu umgehen. Es brauchte eine siebenjährige unermüdliche Arbeit, um diesen Fehler gut zu machen, denn erst am Ende der letzten Parlamentssession, obgleich die politische Krisis alle und jede Gesetzgebung zu vereiteln schien, setzte er die Amendementakte durch, welche den Bestrebungen des hochherzigen Mannes die Krone aufsetzte. Seine Freunde im Parlament hatten gehofft, daß die Regierung für den neuerschaffenen Posten eines Inspektors George Smith wählen würde; man hätte damit eine Schuld abgetragen und einen passenden Mann anstellen können. Ein Anderer jedoch erhielt die Stelle und der Philanthrop wurde mit einem Almosen abgefunden. Diese Enttäuschung war für den armen Mann um so peinlicher, als ihm die Mittel fehlten, eine neue philanthropische Mission, die Rettung der Zigeunerkinde aus ihrem Vagabundenleben, in Angriff zu nehmen. Er ist zu alt, um zur Handarbeit zurückzukehren, und die von der Regierung bewilligte Summe genügt kaum, seine Schulden zu bezahlen und seine Habseligkeiten aus dem Pfandhaus zu lösen. Es hat daher die "Pall Mall Gazette" eine Subscriptionsliste eröffnet, um den Lebensabend eines Mannes, den sein undankbares Vaterland nicht belohnen will, den Nahrungsjorgen zu entreißen. George Smith ist verheirathet und hat Kinder.

Das Schlangengift.

Bisher wurde allgemein angenommen, der von gewissen Schlangen und sonstigen Reptilien ausgesonderte Giftstoff bestche nur in einem giftigen Speichel, welcher nach Art der Gährungsstoffe wirkt. Nun hat neuerdings Dr. Lacerdo in Rio de Janeiro einige Versuche über die Wirkung des Giftes der Klapperschlange angestellt, welche ein ganz neues Licht auf diesen Gegenstand werfen. Seine Forschungen haben nämlich dargethan, daß der Inhalt der Gifte- und Speicheldrüsen der Klapperschlange sogenannte gemodelte Fermente, nämlich winzig kleine Körperchen enthält, welche eine ganz merkwürdige Lehnlichkeit oder Analogie mit den sogenannten "Bakterien" haben. Er erhielt von einer jungen und kräftigen Klapperschlange, welche er mit Chloroform betäubt hatte, einen Tropfen des Giftes auf einem reinen Glasstückchen, welches er sogleich unter ein Mikroskop brachte, und bemerkte nun beinahe unmittelbar die Bildung eines fadenförmigen Baues in baumförmiger Anordnung. Der verdichtete Faden trieb Sporen, löste sich dann allmählig auf und verschwand, und die befreiten Sporen quollen zuweilends auf und vergrößerten sich und jeder derselben fandte ein winziges Köhrchen aus, welches sich rasch verlängerte. Nach einer sehr kurzen Periode trennte sich das Köhrchen von der ersten Spore und bildete einen neuen Kern für die Erzeugung der tödlichen Befruchtung. Bei der genauen mikroskopischen Untersuchung des Blutes von Thieren, welche durch den Biß von Klapperschlangen getödtet worden waren, hat Dr. Lacerdo ferner wahrgenommen, daß mit den rothen Blutkörperchen eine Veränderung vorgehen begonnen hatte, indem sich auf ihrer Oberfläche einige kleine glänzende Pünktchen zeigten, welche sich mit großer Geschwindigkeit ausbreiteten, worauf die Körperchen zuletzt in einander verschmolzen und eine Art Teig bildeten, welcher nicht mehr in den Venen umlaufen konnte. Andere Thiere, in welche jenes Blut unmittelbar nach dem Tode der ersten eingespritzt worden war, verendeten binnen weniger Stunden und zeigten ganz die gleichen Anzeichen, wie wenn sie selber von Klapperschlangen gebissen worden wären, und an ihrem Blute war ganz dieselbe Verletzung und Umbildung wahrzunehmen. Dr. Lacerdo schließt seine Abhandlung mit der Thatfache, daß nach zahlreichen angestellten Versuchen das richtige Gegengift gegen Schlangengift nur in der Einspritzung von Alkohol unter die Haut, oder in der Darreichung einer bedeutenden Menge alkoholischer Getränke durch den Mund der Geblissenen bestche.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 371:

Unter jedem Kleid ist ein anderes Leid.

Somonyme.

It's ein Gewicht, dann ist es keine Waß,
Doch schwer ist's, wenn du es im Kopfe haß.

Auflösung der Charade Seite 371:

Feldmarschall.

„Deutschen Romanbibliothek“

beginnt ein neuer Roman:

In einer Hafenstadt.

Von

G. Vely.

Die bis jetzt erschienenen Nummern dieses Jahrgangs enthalten schon folgende Romane:

Die schöne Wienerin, Roman von Hieronymus Form.
Der Adjutant der Kaiserin, Roman von Gregor Samarow.

Die tolle Braut, Roman von Eugen Salinger.
Dornenkronen, Roman von Ida Boy-Ed.
Daniela, Roman von B. Dulot.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ (Preis in Wochen-Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften 35 Pfennig das Heft) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrirte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. A. K. in H. Da hilft kein kosmetisches Wasser, sondern viel Bewegung in frischer Luft und ein gesundheitsgemäßes Leben. Eine Meerbadkur im Herbst vielleicht.

Stud. in Amsterdam. 1) Lindner hat viele Dramen verfaßt; am bekanntesten „Brutus und Cato“, „Bluthochzeit“, „Stauf und Wolf“, „Don Juan d'Austria“, „Marino Falieri“. Dramatische Kraft und feurige Phantasie. 2) Ganz entchieden.

Abonnent in Glückstadt. Das heißt wörtlich: „Rein Wurm“, frampflich — ohne e.

Wichtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln etc. sind uns zugegangen von Hrn. Emma Winter, Petersburg; Amalie Gang, Bärn; Bertha Pniower, Berlin; Elsa Bromber, Frankfurt a. M.; Elisabeth Ledal, Haidelsloh; Marianne W. Potsdam; Frau Anna Kober, Ludwigshafen; Elise Hanel, Spremberg; Johanna Fiedig, Stettin; Hrn. A. Viesegang, Truttschenthal; Ilse, Alstedt; O. Kreds, Frankfurt a. O.; J. Remeling, Augsburg; G. Rosenrod, Bernburg; H. Braun, Göttingen; A. Weidarth, München; H. Wader, Wien; G. Zlatasch, Prag; W. Lembke, Bremen.

Frau Clem. Sp. in W. Die illustrierte Prachtausgabe der Schubert'schen Klavierlieder würde sich als Geschenk sehr gut eignen und gewiß viele Freude hervorrufen. Als Abonnentin unseres Journals erhalten Sie dieses Prachtwerk fein gebunden zum Vorzugspreis von nur 8 Mark.

Hr. Otilie v. G. in Rön. Der Ausspruch: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“ ist aus Lukas 1, 37. Den Ausdruck: „In Abraham's Schoß“ haben wir noch nie gehört. Das soll wohl „Abraham's Schoß“ heißen. — Kommt gleichfalls aus Lukas 16, 22.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Ein alter Abonnent in Straßburg. 1) Vermeiden Sie einfaß die angegebenen Ursachen und das Rachenbluten wird nicht wieder kommen. Gestillt wird dasselbe am besten durch Rachenlauge und kalte Umschläge. 2) Intertrigo, so heißt das Wundsein zwischen den Schenkeln, verhilft man durch Einreiben mit Zinksalbe oder Unschlitt. 3) Rheumatismus ist weder erblich, noch kann er von einer Person auf eine andere übergehen oder übertragen werden.

Dr. Sch.

Anfragen.

29) Wie bereitet man dampfsteifen Ritz?

H. H. Abonnent in Barmen.

Antworten:

Auf 28): Ein gutes Rezept, Weinwand wasserdicht zu machen, wobei jedoch große Vorsicht nöthig, lautet folgendermaßen: Man löse klein geschnittene Kautschuk in Benzol unter vorsichtigem Erwärmen auf, seche etwas Paraffin zu und trünke damit das Gewebe. — Benzol entwickelt beim Erwärmen feuergefährliche Dämpfe, deshalb wird die Auflösung des Kautschuks in einem Kolben und im Wasserbade stattfinden müssen.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochstapler, Roman von Hans Wachenhusen. Fortsetzung. — Das heimliche Briefchen. — Bilder aus dem 1. L. Verjaht in Wien, von G. Salzer. — Das Alter der Fingerhüte. — Der Romantiker, eine einfache Geschichte von Georg Böder. Fortsetzung. — Auge und Wille, kulturhistorische Skizze von Arthur Eugen Simon. I. — Die letzte Witwe, Roman von G. H. v. Dederoth. Fortsetzung. — Die Kaufleute in Spanien und in den Niederlanden. — Der Sklavenhandel im Osten Afrikas: Ergebnisse eines Sklavenmädchens. — Wildwuchsende Kartoffeln in Amerika. — Aus Natur und Leben: Ein darbender Philanthrop; Das Schlangengift. — Bilderräthsel. — Somonyme. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Das heimliche Briefchen, Zeichnung von G. Fontana. — Bilder aus dem 1. L. Verjaht in Wien, Originalzeichnung von G. Jafaur. — Ein treuer Freund, Zeichnung von Louis Main. — Die Kaufleute in Spanien und in den Niederlanden: Das Rothhaus im Haag; Das Rauschhaus in Salamanca. — Ergebnisse einer Sklavin im Sudan.

